

GMÜNDER GESCHICHTSBLÄTTER

Herausgegeben von der GMÜNDER TAGESPOST in Zusammenarbeit mit dem GMÜNDER GESCHICHTSVEREIN

1. Jg. 31. 1. 1981 Nr. 1

Nach langer Unterbrechung ist nun der Gmünder Geschichtsverein wieder in der Lage, einem breiten Leserpublikum aus der Heimatgeschichte zu berichten. Die heute erstmals erscheinenden Gmünder Geschichtsblätter stehen in der Tradition der Gmünder Heimatblätter (bis 1965) und der Heimat im Stauferland (bis 1973), die in der Öffentlichkeit großes Interesse zu finden vermochten. Möge der Kreis der Geschichtsinteressierten auch die Gmünder Geschichtsblätter günstig aufnehmen! Mögen die Gmünder Geschichtsblätter dazu beitragen, die Geschichte unserer Stadt und Region zu erschließen und das Geschichtsbewußtsein unserer Mitbürger zu fördern! Autoren sind zur Mitarbeit herzlich eingeladen!

Prof. Dr. G. Noetzel,
Vorsitzender des Gmünder Geschichtsvereins

Unsere Heimatstadt und ihre Umgebung ist reich an historischen Stätten und birgt noch viel Unbekanntes und Unerforschtes aus ihrer großen Vergangenheit. Wir freuen uns daher, zusammen mit dem Gmünder Geschichtsverein, die alte Tradition der Gmünder Geschichtsblätter nunmehr weiterführen zu können.

Richard Wengert, Redaktion „Gmünder Tagespost"

Dr. K. J. Herrmann:

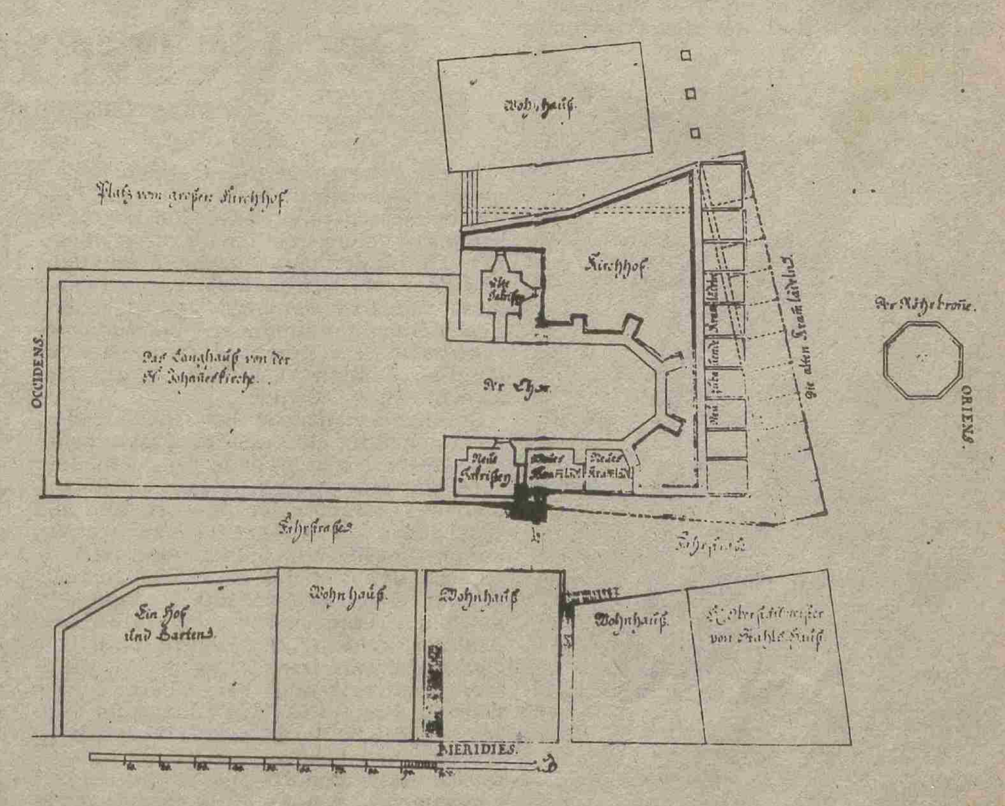
„Die Renovierung der Kramladen bey der St. Johanniskirche . . .

Aufgelassener Friedhof an der Johanniskirche fällt der Verkehrsplanung des Stadtbaumeisters Johann Michael Keller zum Opfer

Kaum ein Ereignis des letzten Jahrzehnts hat das historische Interesse der Gmünder Bevölkerung so in Anspruch genommen, wie die anläßlich mehrerer Umbauten in der Bocksgasse bei der St.-Johannis-Kirche vorgenommenen Aushubarbeiten. Was dem Stadtbürger ansonsten höchstens bissige Kommentare über Umwege und Parksorgen entlockte, wurde diesmal erregt diskutiert. Man hatte vermutlich, so stand es in den Tageszeitungen zu lesen, daș „missing link" der frühen Stadtgeschichte gefunden. Alemannengräber in Schwäbisch Gmünd. Die Sensation schien komplett: „Ad limina Alemannorom" hieß die allgemeine Devise. Und sie kamen, gruppenweise, klassenweise – tagelang. Konnte man endlich über die guterhaltenen Skelettreste den Nachweis erbringen, hier auf die Fulradzelle gestoßen zu sein oder war die Bocksgasse gar nicht die Hauptstraße des mittelalterlichen Gmünds, warum endete sie offensichtlich in einem Friedhof?

Am 28. August 1781 wurde der Geheime Rat der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd einberufen, um über einen Lieblingsplan des Stadtbaumeisters Johann Michael Keller (1721–1794) zu beraten. Bürgermeister von Storr verlas laut Reichsstadtprotokoll seinen Vorschlag: „Löbliches Stadtbauamt (habe) das Chauséemäßige Pflaster in der Stadt dahier von dem Schmiedthor bis herein auf den Marckt hergestellet . . . wann nun solches, wie zu wünschen wäre, weiter und bis zum Bocksthor (im unteren Teil der Bocksgasse, d. H.) fortgesetzt werden wollte, so würde allvorder nöthig seyn, daß das jenseits des Herrn Städtmeister von Stahls seiner Behausung zu vorderst stehende Hafners Kramlädlein weggerissen, auch von den daselbst befindlichen S. Joannes Kirchen Garthen (d. ist der Friedhof) so viell . . . hinweggegraben und so durch alldort der bisher zu eng zusammen gezwungene für die Fuhrleuthe . . . und bequeme sondern auch höchstgefährliche Gank von dem Marckt in die starck passiert werdende S. Joannes Gasse erweitert und in gutfahrbahren Stand hingerichtet werden müßte". Im Klartext bedeutete das soviel (siehe Plan 1): Stadtbaumeister Johann Michael Keller wollte die Hauptstraße der Stadt, die Bocksgasse – von der Tür der Johanniskirche bis hin zum Marktplatz hieß sie damals Johannisgasse – um den bereits aufgelassenen Friedhof erweitern, das heißt fast verdoppeln. Die totale Einebnung erschien ihm jedoch vorerst, wie sein Plan zeigt, von sekundärer Bedeutung. Ihm ging es letztlich um die Auspflasterung und Begradigung der Straße, die er durch den Abriß eines oder zweier Kramläden erreichen wollte.

In den folgenden Jahren entwickelte sich um den gesamten Plan – Versetzung der Kramläden, Einebnung des alten Friedhofs in der St.-Johannis-Gasse – Bocksgasse – ein lebhafte Korrespondenz zwischen dem Besitzer des Grundstücks, dem Bischof von Augsburg, und der Stadt. Besonders Stadtpfarrer Franz Xaver Debler widersetzte sich dem nun modifizierten Plan (siehe Plan 2), den Friedhof ganz einzuebnen und die Kramläden um den Chor neuaufzubauen. In mehreren Denkschriften an das Generalvikariat in Augsburg äußerte er seine Bedenken. Der Tenor seiner Ausführungen lief immer wieder auf folgende Linie hinaus: „. . . kommt hauptsächlich zur Uiberlegung . . ., daß im Fall die Lädle an die Kirche hingebauet werden sollten, sich anbey der Umstand äußern würde . . . gestalten sechs



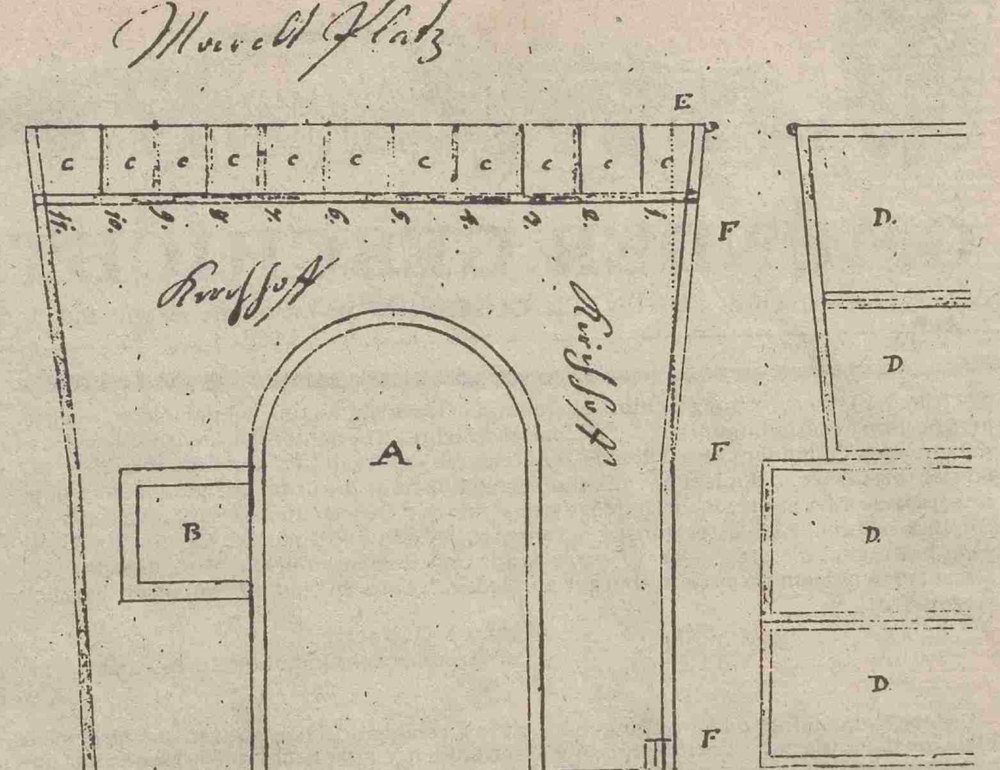
PLAN VON STADTPFARRER F. X. Debler aus dem Jahre 1789 von der Johanniskirche. Deutlich ist zu erkennen, daß nur ein Teil des alten Friedhofes an der „Fahrstraße" weggerissen werden sollte. In seinem Plan hat F. X. Debler auch die von ihm gewünschte Sakristei eingezeichnet.

bis sieben Werkschuhe (= 1,77 m bis 2,06 m) tief straks an den Kirchengrund hinuntergegraben werden müßte, weilen die daranstossende Hauptstraße der Stadt um eben so viel Schuhe niedriger als der Friedhof ist. Es hat zwar der hiesige Stadtbaumeister Keller die Versicherung und Gewährleistung von sich gestellet, daß dieses Unternehmen dem Kirchenkohr keinen Schaden verursachen würde; allein man hat Beyspiele, daß auch schon mehrmaln den besten Baumeistern in ihrer Beurtheilung und Gutachten fehlgeschlagen ...[1]".

Nach Kompensationsüberlegungen – der Stadtpfarrer will für den abzutretenden Grund von der Stadt eine neue Sakristei zur St.-Johannis-Gasse hin – kommt er zum entscheidenden, diesmal spirituellen Argument gegen die Straßenerweiterung. „Da der Platz, welche die Kirche der gemeinen Stadt abtreten solle, ein Theil eines Kirchhofes ist, wie die Gebeine und Gerippe, so man bey Untersuchung des Grundes der Kirche gefunden und ausgegraben, deutlich anzeigt ...[1]", sei es ein Sakrileg, diesen Platz durch die Anlage bzw. die Erweiterung der Straße zu profanieren.

Die St.-Johannis-Gasse – Bocksgasse wurde dennoch erweitert, die Zeit ging nach Jahren über die Argumentation des Stadtpfarrers hinweg. Auffallend ist nur, daß F. X. Debler in seiner heute im Stadtarchiv befindlichen, teilweise illustrierten Chronik, seinen Kampf mit der reichsstädtischen Obrigkeit verschweigt. Das Ende der Affäre vermeldete sein entfernter Verwandter, der Kaufmann Dominikus Debler, der Chronist seiner Tage, unter den Jahren 1787 und 1788: „Hat man die zwei ersten Kramlädtlein bei St. Johanniskirche abgerissen und die Erde bei der Kirche hinweg geführt ...[2]", und „... wie auch die Kramlädtlein ... an die Joannes Kirchen zwischen den Pfeilern gemacht[2]". Die Friedhofsmauer, die die Bocksgasse bzw. die St.-Johannis-Gasse bis dahin aber unterteilte, wurde streckenweise niedergelegt. Dominikus Debler vermeldete dazu: „Dise Maur ware acht Schue (= ca. 2,40 m) hoch, von lautter Quatr und mit Erdreich angefült[3]".

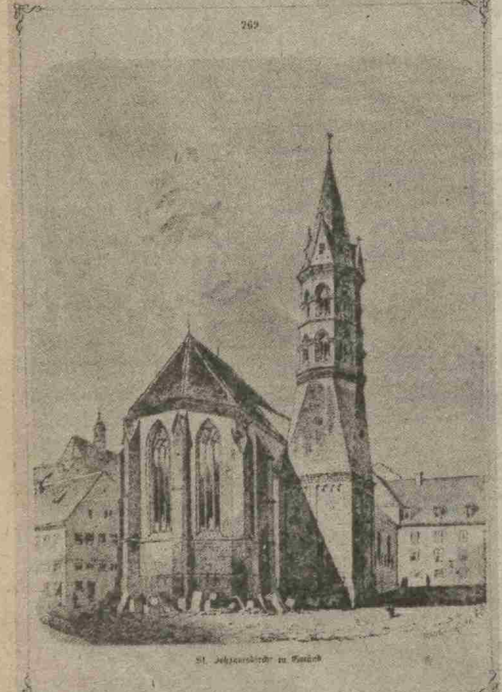
Die Grundreste dieser Mauer kamen ebenfalls bei den Ausgrabungen zum Vorschein. Die neuen Kramläden standen nur knapp 60 Jahre. Im Jahr 1846 riß man sie endgültig ab.[4] Von der Existenz eines Friedhofes an der Bocksgassenseite wußte man damals schon nichts mehr.



Plan des Johann-Miachel-Keller von 1781. Man sieht, daß lediglich ein Teil der Friedhofsmauer (F) und das erste der Kramlädlein der Straßenregulierung weichen sollte. – Bert. Diözesanarchiv Rottenburg, Bü. 10, km 9.

Quellen: Die vorliegende Miszelle stützt sich vor allem auf Archivalien des Diözesanarchivs Rottenburg, Reichsstadt Schwäbisch Gmünd, Bü. 10, Um. 9 (Fotokopie im Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd).

1. F. X. Debler an den Bischof von Augsburg, 12. 6. 1785
2. D. Debler, Chronik, Band V, S. 265, S. 267
3. D. Debler, Chronik, Band XVIII, ohne Seitenzahl. Zur Problematik dieser Mauer vgl. K. Graf: Herrenhof oder Jägerhaus. in: Einhorn-Jahrbuch 1979, 146
4. Intelligenzblatt 1846 – 32

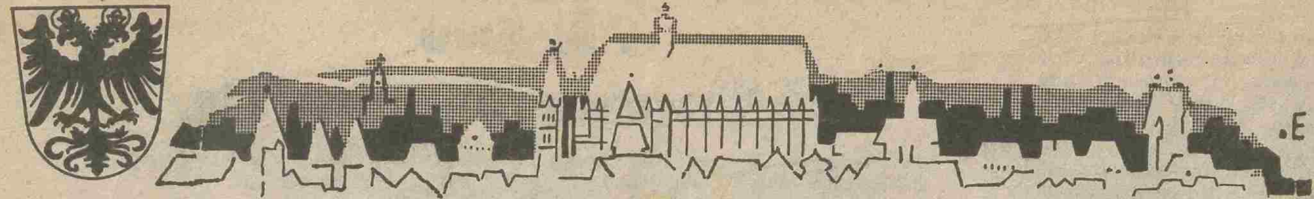

DER CHOR der Johanniskirche nach 1846. Man erkennt die Reste der abgebrochenen Kramläden.

Peter Spranger: Der Geiger von Gmünd"

Eine Buchbesprechung von Klaus Graf

Selten habe ich ein Buch gelesen, in dem neue wissenschaftliche Forschungen über ein ebenso faszinierendes wie populäres Thema so gelungen mit einer rar gewordenen Kunst der sprachlichen Darstellung und einer geradezu bibliophil zu nennenden Ausstattung verschmolzen sind wie in dem neuen Buch des Gmünder Oberstudiendirektors Dr. Peter Spranger „Der Geiger von Gmünd, Justinus Kerner und die Geschichte einer Legende".

Sprangers glänzende Untersuchung klärt wohl endgültig die Entstehungsgeschichte der Kernerschen Ballade aus dem Jahr 1816, die zum Ausgangspunkt unzähliger Geiger-Verarbeitungen in Wort, Bild und Spiel geworden ist. Kurz zusammengefaßt, konnte Spranger folgendes über die Entstehung des Gedichts ermitteln: Justinus Kerner (1786–1862), seit 1815 Oberamtsarzt in Gaildorf, entdeckte 1815 oder 1816 in dem Andreaskirchlein zu Schlechtbach bei Gschwend eine Darstellung der hl. Kümmernis mit beigeschriebener Legende. Als Kerners Freund Ludwig Uhland im September 1816 zu Besuch nach Gaildorf kam, wurde der „Geiger" im Gedankenaustausch der beiden Freunde entworfen und konzipiert. Der in der Kümmernislegende vorkommende Goldschmied sowie der bekannte Sinn der Gmünder für Lustbarkeiten (Gaudia mundi") bewogen Kerner, die Handlung in die nahegelegene Stadt an der Rems zu verlegen – in eine fiktive, nie existiert habende Kapelle der hl. Cäcilia, der Patronin der Musik. Auf mehrmaliges Mahnen Uhlands bearbeitete Kerner die Ballade im Oktober 1816 druckfertig. Den Druckort vermittelte Uhland; es war Cottas „Morgenblatt für gebildete Stände" in Stuttgart, wo das Gedicht am 9. Dezember 1816 erschien. Mitte Februar 1817 erreichte Kerner unaufgefordert das Schreiben eines Gmünder Freundes, des evangelischen Garnisonspredigers Ferdinand Ludwig Immanuel Dillenius. Dillenius hatte, durch die Lektüre des „Geigers" angeregt, nach Gmünder Kümmernisdarstellungen Ausschau gehalten und nach einigem Suchen auch eine solche aufgetrieben: das heute im städtischen Museum aufbewahrte Kümmernisbild von 1678. Er hatte es im Mesnerhaus der Josephskapelle entdeckt, für Kerner sorgfältig abgemalt und den Bildtext abgeschrieben. Kerners Dankbrief vom 14. März enthält den zentralen Satz: „Das gleiche (+ ein ähnliches, K. G.) Bild sah ich zu Schlechtbach in der Kirche mit der gleichen beygeschriebenen Legende, aus der ich als dann das Geigerlein zu Gmünd zusammensetze". Nachdem Kerners Brief 1975 bereits von einem amerikanischen Forscher publiziert worden war, konnte Dillenius' Schreiben – nur mit dem Kürzel FDS gezeichnet –




Nr. 2/1981

GMÜNDER GESCHICHTSBLÄTTER

Herausgegeben von der GMÜNDER TAGESPOST in Zusammenarbeit mit dem GMÜNDER GESCHICHTSVEREIN

Dr. K. J. Hermann:

Vor dem harten Fasten einmal richtig leben

Aspekte der Fastnacht im alten Gmünd

Eine alte Tradition in der Nachfolge der „schwäbisch-alemannischen Fastnet" hat es in der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd allem Anschein nach nie gegeben. Die Lustbarkeiten vor dem Beginn der Fastenzeit waren allemal geprägt von individuellem Frohsinn, von der Lust vor dem harten Fasten noch einmal richtig zu leben, sich auszutoben. Bereits im Laufe des Spätmittelalters drängte sich die ursprünglich weltliche Fastnachzeit in den offiziellen geistlichen Terminkalender ein: Das „vastnacht huen" mußte als besondere Abgabe eben um diese Zeit entrichtet werden, man sprach auch von „Pfaffenfastnacht".

Die spärlich überlieferten Nachrichten über das Faschingstreiben lassen im übrigen die Vermutung zu, daß der reichsstädtische Magistrat im Eindämmen von „Auswüchsen" eher seine Aufgabe sah, als in einer Förderung fröhlichen Treibens. Bereits zu Beginn des 15. Jahrhunderts – gab es ein erstes Verbot, daß da einschränkte, „vermaskeret auf den Schlitten (zu fahren) und (zu) schreien und jauchzen". Auch die bei Veranstaltungen – Tanz und Trubel in geschlossenen Räumen – auftretenden Gefahren hatte der Magistrat schon sehr wohl erkannt und ihnen zu steuern gesucht.

Die Stadtrechnung des Jahres 1500 wirft unter „Gemainusgaben" – also allgemeine Ausgaben des Stadtsäckels für allgemeine Belange der Stadt – den Titel aus, die Stadtknechte, die an den drei Fastnachtstagen „von des Tanz wegen" Aufsichtsfunktionen übernehmen mußten, zu verköstigen. Bei diesen Stadtknechten dürfte es sich weniger um Moralknechte denn um Feuerhilfspolizisten gehandelt haben: Wie denn die Feuergefahr wohl der ärgste Feind des fröhlichen Fastnachtstreiben gewesen sein dürfte. Im Jahr 1589 etwa brannte die Schmalzgrube, ein Repräsentationsbau in der ehemaligen Reichsstadt, eben durch die Nachlässigkeit des damaligen Hausmeisterehepaars ab, das sich im Fasching andersweitig vergnügte.

Der Metzgerritt als Fasnachtsbrauch

Anordnungen und Dekrete des reichsstädtischen Magistrats betrafen neben dem allgemeinen Anstand auch Form und Art der Maskierung. Die Ratsdekrete der Jahre 1520 bis 1542 vermelden ein allgemeines Verbot des „Betzen gen", also der Maskierung, und auch das „Kücheln Betteln" vor allem der jugendlichen Gmünder wurde im allgemeinen nicht gern gesehen.

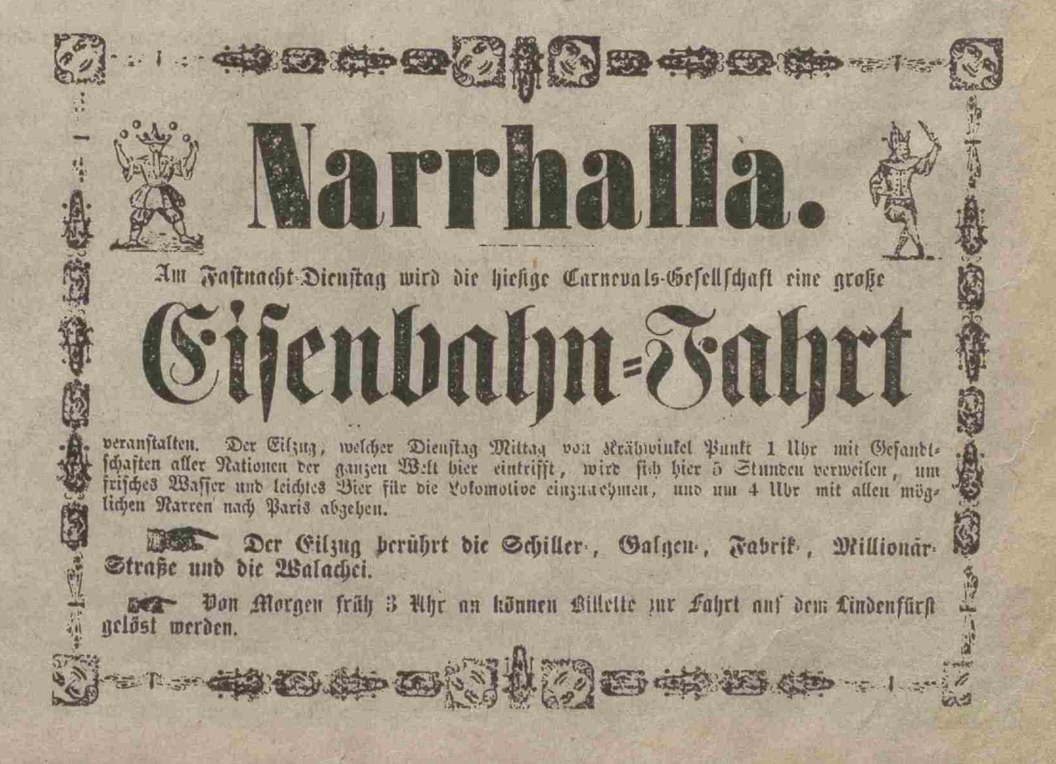
Besonders ein Brauch veranlaßte den Rat über Jahrhunderte zu immer neuen Verboten: Es war der offensichtlich heißgeliebte Brauch, sich die Kleider des jeweils anderen Geschlechts anzuziehen und dessen Attitüden verzerrt zur allgemeinen Darstellung zu bringen. Eine Variante dazu der Brauch Anfang des 18. Jahrhunderts, sich auch im geistlichen Habit zu zeigen.

Ein spezieller Gmünder Fastnachtsbrauch hatte sich wohl im Laufe des 18. Jahrhunderts entwickelt: Der Metzgerritt. Die Metzger der Reichsstadt hatten sich korporativ verpflichtet, am Fastnachtsdienstag zum Frauenkloster Gotteszell vor den Toren der Stadt hinauszureiten. Die Zeremonie bestimmte, daß vor und hinter dem Zug ein Überreiter mit entblößtem Schwert ritt. Es folgten zwei Trompeter der Stadttürme, dann die ledigen Metzgersöhne mit großen Blumensträußen auf den Hüten, die Jungmeister und schließlich – nach ihrer Bedeutung – die Altmeister. In der Mitte des Zuges ritt der Oberachtmeister mit der Zunftfahne. Die „Prozession" bewegte sich von der Wirtschaft „Zur Goldenen Kante" (heute Postamt am Markt) über Umwege durch die Stadt zum Kloster Gotteszelle, wo die Kosterfrauen den Metzgern einen Lebkuchen von 4 Schuh Länge (ca. 1,25 m) überreichten. Anschließend zog man gemeinsam zum Ausgangsquartier, als da man den Lebkuchen verspeißte.

Im Jahr 1802 störte ein unliebsamer Zwischenfall den bisher ungetrübten Ablauf: Die den Zug zahlreich umlaufenden „Hanswursten auf Steckenpferden" schlugen den Metzgerjunggesellen mit langen Kourierpeitschen die motzig aufgeputzten Blumenhüte vom Kopf. Die allgemeine Wut richtete sich nun nicht gegen die „Hanswursten", sondern gegen die Metzgerzunft. Man wolle eine Fastnacht für alle, so war zu hören, nicht eine Fastnacht für die Zunft.

Fasnet in der Gmünder Neuzeit

Die Geschichte der „organisierten" Gmünder Fastnacht beginnt ohne Zweifel erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Karnevalsveranstaltungen verstanden sich zuerst als Ventil gegen einzelne Maßnahmen der Obrigkeit, „gerieten (aber dann) vollständig unter den Einfluß des rheinischen Karnevals" (Kühe a. a. O. 16), um unter dem Einfluß der Faschingsgesellschaft „Narhalla" der historischen Selbstdarstellung zu frönen. Charakteristisch für diese Haltung war das Motto der Karnevalssession 1858: „Einzug des Kaiser Karl V. mit Gefolge in Gamundia", die jeglichen kritischen Bezug zur damaligen Jetztzeit vermissen ließ. Das änderte sich erst im Jahr 1861. Die neueröffnete Remsbahn ermöglichte ein zeitbezogenes Thema. Im Faschingsumzug zog man eine Lokomotive durch die Stadt, die an vielen Haltepunkte Station machte. Eine dieser Stationen hatte man mit „Haltepunkt Großstadt Lorch" ausgeschildert, eine Tatsache, die die damaligen Lorcher Mit-



Narrhalla.

Am Fastnacht-Dienstag wird die hiesige Carnevals-Gesellschaft eine große

Eisenbahn-Fahrt

veranstalten. Der Eilzug, welcher Dienstag Mittag von Krähwinkel Punkt 1 Uhr mit Gesandtschaften aller Nationen der ganzen Welt hier eintrifft, wird sich hier 5 Stunden verweilen, um frisches Wasser und leichtes Bier für die Lokomotive einzunehmen, und um 4 Uhr mit allen möglichen Narren nach Paris abgehen.

Der Eilzug berührt die Schiller-, Galgen-, Fabrik-, Millionär-Straße und die Walachei.

Von Morgen früh 3 Uhr an können Billette zur Fahrt auf dem Lindenfürst gelöst werden.

glieder der Gmünder Narhalla bewog, sich verärgert aus dem Festkomitee für Umzüge zurückzuziehen.

Es sollte dann etliche Jahre dauern, bis eine neuorganisierte Narhalla den Weg aus den Ballsälen zurück auf die Straße fand. 1873 stand der Fastnachtszug unter dem Motto „Einzug des Prinzen Carneval" und 1875, nach zweijähriger Unterbrechung, fand die „Durchreise des von der Nordpolexpedition zurückkehrenden Prinzen Carneval bei seiner Durchreise durch seine Vasallenstadt „Närrisch Gmünd" statt, ein Zug, der 200 aktive Teilnehmer mit Pferd und Wagen umfaßte. Im Jahr 1896 startete der letzte große Umzug dieses Jahrhunderts mit über 800 aktiven Mitwirkenden; sogar Besucher aus der fernen Residenzstadt Stuttgart konnte man begrüßen. 1907 dann löste sich die Gesellschaft „Narhalla" selbst auf.

Der Gmünder Fasching hatte sich wieder in die Ballsäle zurückgezogen. Wer „zünftigen" Fasching erleben wollte, zog nach Donzdorf. Der allgemeine Ausspruch zur Fasnetzeit: „Da tanzt das Oberbett mit dem Unterbett" bezog sich auf die Tatsache, daß viele in der Faschingszeit den Gang ins Pfandhaus nicht scheuten, um über Versatzstücke den geliebten Karneval feiern zu können. Es war dies auch oft eine Möglichkeit, der allgemeinen wirtschaftlichen wie sozialen Bedrängnis für ein paar Tage entfliehen zu können. So fanden erstaunlicherweise im Jahr 1927, bei hoher Arbeitslosigkeit, in Schwäbisch Gmünd nicht weniger als 133 Kappenabende, 25 Tanzabende, 29 Hausbälle in Wirtschaften, 17 große Maskenbälle und 13 Theateraufführungen statt.

. . . und in der NS-Zeit

Während der NS-Zeit versuchte die Partei dem Faschingstreiben neues Leben einzuhauchen, um über Bälle und allgemeine Fastnachtsdarbietungen das private Leben noch mehr im Sinn einer gleichgeschalteten Ideologie beeinflußen zu können. Gekonnt wurden Fastnachtsdarbietungen ,mit Sammelaktionen für das Winterhilfwerk gekoppelt: Wer wollte sich dem Slogan: „Keiner soll hungern, keiner soll frieren" auch schon entziehen wollen? Trotzdem wollte Ausgelassenheit und Stimmung trotz neu aufgebauter Prinzengarde und zahmen Büttenreden so recht nicht aufkommen. Die Kritik, in der damals schon gleichgeschalteten Presse war verheerend, half aber dem „Faschingsnotstand" in Gmünd im Sinne der Partei nicht ab. Im Jahr 1939, am Vorabend des Zweiten Weltkrieges, veröffentlichte der damalige Stadtarchivar Albert Deibele in einem launigen Beitrag in der Tageszeitung ein angeblich historisches Dokument des Spätmittelalters, das die Existenz eines „Silbermännchens" – wohl dem Pforzheimer Goldkind nachempfunden – als Patron der Silber- und Goldschmiede seit dem Mittelalter „bewies". Das „Silbermännlein" wurde als Enblem der letzten Fastnetkampagne 1939 verwendet.

Es sollte danach mehr als 35 Jahre dauern, bis im Jahr 1976 der erste öffentliche Karnevalsumzug in Gmünd – von Gmündern organisiert – stattfinden konnte.

Lit.: A. Deibele: „Von der Gmünder Fastnacht". In: Einhorn 73/1966, 24–29. J. Kuhnle: Volkskundliche Untersuchungen zur Schwäbisch Gmünder Fastnacht in Vergangenheit und Gegenwart. (Zulassungsarbeit PH Schwäbisch Gmünd, 1977).

Stadt Gmünd.

Fest-Programm der Narrhalla.

Am Montag Nachmittags 2 Uhr wird der Carneval mit Musik und General-Marsch eröffnet.
Am Dienstag Mittags 1 Uhr kommt

Kaiser Karl V. mit Gefolge

...em Bocks-Thor an, wo er von dem Bürgermeister Rauchbein, in Begleitung des Ritters Hans von ...erg, von dem Magistrat und den Stadt-Verordneten, unter Uebergabe der Schlüssel der Stadt, em...en wird.

Dann

Einzug des Kaisers und Umzug

die Straßen der Stadt.

Auf dem Kasernen-Platz schließt sich dem kaiserlichen Zuge noch die

Schützengilde & die Hochzeits-Gesellschaft

...berachtmeisters der Metzgerzunft, Hans Debler, welcher an diesem Tage Hochzeit hält, an.

Um 2 Uhr kommt der Zug auf dem Markt-Platz an, wo Bürgermeister Rauchbein den Kaiser im ...n der Stadt willkommen heißt, welchem der Kaiser mit wenigen Worten dankt.

Anrede des kaiserlichen Kanzlers

... auf dem Markt versammelte Bürgerschaft 2c.

Nach deren Beendigung stellt Bürgermeister Rauchbein dem Kaiser den Magistrat und die Stadt...neten, den Ritter Hans von Rechberg, Kuno von Rinderbach, die Schützengilde und den Metzger...chtmeister nebst Braut und Hochzeitsgästen vor; letzterer ladet den Kaiser zur Hochzeit ein; der Kaiser ... die Einladung an und eröffnet den Hochzeits-Tanz mit der Braut des Oberachtmeisters.

Uebergabe des Geschenks der Metzger an den Kaiser.

Kampfspiele zweier Germanen.

National-Tanz der Harlekins.

In den Cirkus auf dem Markt-Platz haben die Narrhalla-Mitglieder nebst ihren Familien freien Zutritt; Nichtmitglieder zahlen 12 kr. Entrée. Die Hochzeitsgeschenke für das Metzger-Brautpaar wer...rch die Harlekins außerhalb des Cirkus in Empfang genommen.

Nach dem Schluß der Vorstellung

REUNION im rothen Ochsen,

...sich alle Theilnehmer vom Marktplatz aus im Zug begeben. Der Eintritt ist für Mitglieder frei; ...itglieder zahlen 12 kr. Entrée.

Zug-Programm.

1) Der Reichskanzler.
2) Zwei Bannerträger.
3) Tambour.
4) Eine Abtheilung Hellebardiere.
5) Harlekins Wagen.
6) Bürgermeister Rauchbein, Hans v. Rechberg, Kuno v. Rinderbach.
7) Stadtverordnete.
8) Musik.
9) Zwei Reichstrompeter.
10) Der Kaiser mit zwei Würdenträgern und einem Hofjunker.
11) Gefolge des Kaisers.
12) Zwei Chaisen mit Ritter.
13) Zwei Chaisen mit Vasallen.
14) Sechs Metzger-Brautführer zu Pferd.
15) Der Brautwagen mit Braut und Bräutigam, Brautführern und Schwiegereltern.
16) Die Schützengilde.
17) Eine Chaise mit Hans Bozenhardt als Schützenaltvater.
18) Der Wagen mit dem Schützen-König und zwei Germanen.
19) Eine Abtheilung Hellebardiere.
20) Gefolge aus allen Ländern der Welt.

Historische Spazierfahrt durch Antibes

Jahreshauptversammlung des Geschichtsvereins

(ts). Der Gmünder Geschichtsverein hielt am Montag, dem 16. Februar 1981, im Prediger seine Jahreshauptversammlung ab. Im ersten Teil der Veranstaltung stand ein ausführliches Referat von Stadtoberverwaltungsrat Egon Butz über Antibes, die französische Gmünder Partnerstadt an der Riviera. Der Redner verstand es geschickt und anschaulich zugleich, wirksam unterstützt durch reiches Bild- und Kartenmaterial, in einem historischen Spaziergang durch die Jahrhunderte das Portrait dieser interessanten Stadt den Zuhörern zu skizzieren.

Von der griechischen Besiedelung der Mittelmeerküste mit der Stadt Antipolis über das römische Imperium bis hin zum frühen Mittelalter mit den häufigen Sarazeneinfällen und weiter zur Französischen Revolution führte dieser Weg. Interessant war auch die Tatsache, daß Antibes dem von Elba zurückkehrenden Napoleon Widerstand entgegensetzte und die Tore nach seiner Landung verschlossen hielt.

Über die neuere Geschichte wußte Egon Butz zu berichten, daß neben dem Tourismus, der heute die Haupteinnahmequelle der Stadt bildet, auch die Blumenzucht und in enger Verbindung damit die Parfumherstellung im Wirtschaftsleben eine bedeutende Rolle spielen.

Im Zweiten Weltkrieg war die Stadt ein wichtiges Zentrum der „reśistance". Wirkungsvolle Aufnahmen der Altstadtwinkel, der Festungsbauten von Vauban, vom schönen Cap d'Antibes und vom Touristengewimmel in Juan les Pins rundeten diesen mit viel Einfühlungsvermögen dargebrachten Vortrag ab, für den der Redner wohlverdienten Beifall ernten durfte.

Im Anschluß daran fand die eigentliche Jahresmitgliederversammlung statt, in deren Mittelpunkt der Jahresbericht des 1. Vorsitzenden, Prof. Dr. Noetzel, stand. Er konnte von einer reichen Palette an Veranstaltungen berichten und dankte den Mitgliedern für ihre Unterstützung. Nach einer Vorschau auf 1981 statteten die Rechnungsprüfer ihren ausführlichen Bericht ab. Anschließend wurde der Vorstand entlastet. Eine ausgedehnte Diskussion, in der es an konkreten Vorschlägen nicht fehlte, schloß sich an, bis der 1. Vorsitzende die gut besuchte Versammlung schließen konnte.

Redaktion der „Gmünder Geschichtsblätter": Dr. K. J. Hermann. Manuskripte sind zu senden an: Dr. K. J. Hermann, Gmünder Geschichtsverein, Augustinerstraße 3.

Klaus Graf:

Das Gmünder Münster im Spiegel frühneuzeitlicher Chroniken

Für eine Reichsstadt mittlerer Größe besaß Schwäbisch Gmünd mit dem Münster eine Stadtpfarrkirche von überdurchschnittlicher Größe und Qualität, die wohl schon seit ihrer Erbauung die Bewunderung auswärtiger Besucher fand. Schriftliche Zeugnisse darüber liegen jedoch erst ab dem 16. Jahrhundert vor.[1] Als Kaiser Karl V. 1532 in Gmünd war, soll er in der Pfarrkirche besonders den „künstlichen" Bau ihrer Gewölbe bewundert haben, wie die „Annalistischen Aufzeichnungen in Fortsetzung der Chronikabschrift Adam Schönlebers" etwa ein Jahrhundert später zu berichten wissen: „. . . in dye pfar kyrchenn gefyertt unnd hatt auch zu oberst dye kyrchenn daß gewelb besehen dye weyll es so kunndtstlich gebautt ist wordtten".[2]

Der Autor einer um die Mitte des 16. Jahrhunderts entstandenen kurzen Chronikversion in einer Münchener Handschrift berichtet stolz, er höre von fremden Leuten aus anderen Ländern und Gegenden, sie hätten weit und breit kein schöneres und „heütere(s)" Gotteshaus gesehen.[3]

Der Gmünder Chronist Paul Goldstainer bezieht in seiner um 1550 niedergeschriebenen Chronik das der Pfarrkirche entgegengebrachte Lob wieder auf die Stadt, deren „alt roum und breysz" insbesondere aus der „schönen herlichen pfarrkirchen" mit ihren vielen Pfründen, Kaplaneien und einer „loblichen" Priesterbruderschaft hervorgehe.[4] Auch der Gmünder Jurist Leonhard Friz rühmt 1620 in seiner Salvatorbeschreibung das Münster: „. . . die ansehenliche unnd von quaderstuckhen weit berüembteste kirchen . . . , welche am gewölb zierlicher ordnung und gantzer erbawung kaum eine ihres gleichen hatt".[5]

Jahreszahlen und Inschriften

So ist es nicht weiter verwunderlich, daß die Baugeschichte des Münsters zum Interessenkreis der frühneuzeitlichen Gmünder Chronistik gehört. Die Quellen der Chroniknachrichten waren vornehmlich an der Kirche selbst angebrachte Jahreszahlen und Inschriften. Die erwähnten „Annalistischen Aufzeichnungen" (um 1630 niedergeschrieben nach Vorlagen des 16. Jahrhunderts) berichten zum Jahr 1550 von der Einwölbung der Empore, der Täferung des Schreinwerks im Chor und der Ausstattung der Kirche mit Stühlen und einer Kanzel. Als Baubeginn der Kirche geben sie das Jahr 1351, als Tag der Grundsteinlegung den 16. August und als Bauzeit 26 Jahre an.[6] Die Chroniknotiz verweist dabei ausdrücklich auf die heute noch vorhandene dreizeilige Majuskelinschrift in der Vorhalle des Chornordportals als Quelle. Dort steht freilich nur, daß an den 16. Kalenden (!) des August (17. Juli) der erste Stein zum Chor gelegt wurde.

Für die Bauzeit von 26 Jahren, also bis 1377, muß eine andere Quelle zugrundegelegen haben; der Schluß von der Chroniknotiz auf eine weitere Bauinschrift mit Angabe der Bauzeit ebenfalls am Chornordportal[7] scheint mir unzulässig. Daß der um 1800 schreibende Chronist Dominikus Debler (V, 29) die 26jährige Bauzeit ebenfalls bringt, erklärt sich aus seiner Benutzung des Auszugs, den Franz Xaver Gündle im 18. Jahrhundert von den „Annalistischen Aufzeichnungen" angefertigt hat. Schwerwiegend ist vor allem das Argumentum ex silentio: von einer weiteren Inschrift, die als willkommene Ergänzung der dürftigen Nachrichten über die Baugeschichte von jeder Chronik gern aufgegriffen worden wäre, erfahren wir aus keiner anderen Quelle etwas. (Auch nicht aus dem Zusatz von anderer Hand in die Chronik II der „Drei Gmünder Chroniken", der, entstanden etwa 1590/95, auf der Inschrift von 1351 (ebenfalls irrig mit dem 16. August) fußt und in die Abschrift Schönlebers eingegangen ist, deren Anhang die „Annalistischen Aufzeichnungen" sind.)[8] Daß die Nachricht von einer 26jährigen Bauzeit ihren Ursprung in einem Irrtum oder Mißverständnis hat, kann daher nicht ausgeschlossen werden.

Gleichwohl konnte Hermann Kissling das Datum 1377 für die Beendigung des Gmünder Hallenchors mit weiteren Indizien stützen.[9] Fraglich, aber zu erwägen ist, ob ein Zusammenhang besteht mit der 1890 von Stadtpfarrer Anton Pfitzer erwähnten „am westlichen Giebel im Innern auf den Dachboden hinein" angebrachten Zahl „ΛΛ jar" (77 jar).[10]

Spekulationen über die Baugeschichte

Die Methode der Chronisten, aus den am Münster sichtbaren Jahreszahlen dessen Baugeschichte zu rekonstruieren, belegt schön ein bislang unbekannter, hier erstmals wiedergegebener Abschnitt in einer Münchener Handschrift. Diese um die Mitte des 17. Jahrhunderts entstandene juristische Sammelhandschrift (Salvatorbeschreibung von Leonhard Friz, Privilegien der Reichsstadt, chronikalische Texte) enthält auch einen Bericht über den Einsturz der Münstertürme 1497. Im unmittelbaren Anschluß daran steht folgender Passus:[11]

„Waß solche niderfallung der beeden thürnen schadten gethon unnd hernach

Sensationelle Entdeckung im Stadtarchiv Gmünd

Ältestes Stück des Stadtarchivs ins 12. Jahrhundert datiert

Von Dr. K. J. Hermann

Während die Forschung bisher von der Tatsache ausging, daß das älteste erhaltene Originalstück im Stadtarchiv eine Urkunde aus dem Jahr 1277 ist, gelang jetzt die Identifizierung und Datierung zweier Pergamentfragmente, die bisher unbeachtet in einer Mappe „schlummerten": Es handelt sich bei diesen beiden Fragmenten um eine vom Dekret Burchards von Worms abgeleitete Sammlung aus dem 12. Jahrhundert.

Burchard (965–1025), Freund Kaiser Ottos III., von dem er zum Bischof von Worms ernannt wurde, leitete um die Jahrtausendwende das damals von den Ungarn stark zerstörte Bistum am Rhein. Um das geistliche wie weltliche Leben wieder zu stabilisieren, erstellte er im Zeitraum von 1007/14 eine Sammlung von Rechtsvorschriften, „Decretum Collectarium" oder „Brocarda" genannt, wobei er geschickt frühere Rechtssammlungen wie etwa die des Regino von Prüm (um 840–915) und die „Collectio Anselmo dicata" kompilierte. Sein Werk gibt einen tiefen Einblick in Glauben und Aberglauben der damaligen Zeit, wurde darüber hinaus aber zur Hauptquelle des geltenden Rechtsbuches der Kirche im Mittelalter und Neuzeit, dem Corpus Iuris Canonici.

Die Mappe, die die beiden Fragmentstücke enthält und die offensichtlich mit dem Nachlaß des Heimatforschers Pfarrer Rudolf Weser (1870–1942) ins Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd gekommen ist, wurde bereits im Jahr 1975 zur Identifizierung an einen ausgewiesenen und versierten Fachmann für kanonistische Handschriften, Herrn Archivrat Dr. Peter Brommer am Landeshauptarchiv Rheinland-Pfalz in Koblenz geschickt. Nach Durchsicht mehrerer Mikrofilme mit Handschriften und einer Bibliotheksreise nach Bamberg, brachte nun ein Mikrofilm aus Troyes nach sechs Jahren Forschungsarbeit die sichere Einordnung. Kollege Dr. Brommer wird das Ergebnis seiner Recherchen über die „Gmünder Burchard-Fragmente" sowohl in überregionalen Fachzeitschriften wie auch in den „Gmünder Studien" publizieren. Die „Gmünder Geschichtsblätter" werden zu gegebener Zeit ausführlich weiter darüber berichten.

Lit.: LthK, [2]Sp. 783–784.

Von der Sammlung des Burchards von Worms abgeleitete Sammlung aus dem 11. Jahrhundert (Fragmente).

Kißlings wichtige Untersuchung (von 1979) über den einstigen barocken Hochaltar des Münsters, handelte es sich doch bei jenem „Millionenobjekt, salopp gesprochen“ mit seinen rund 18 Meter Höhe um das erste barocke Großprojekt in Gmünd überhaupt; allmählich (1670) begannen die Wunden des 30jährigen Krieges zu vernarben. – Michael Schwarz weist zuvor schon an vier gut ausgewählten Beispielen aus den Beständen des Gmünder Museums auf typische barocke Gestaltungsprinzipien hin. – Josef Seehofer kann zusammenfassend an seine Monographie von 1969 anknüpfen mit einem ihm besonders vertrauten Thema: Die St.-Leonhards-Kapelle.

Das Zeitalter des Barocks mittels einer Reihe von Studien und Abhandlungen in seiner bunten Fülle einzufangen ist schwierig genug; nicht berücksichtigte Themenbereiche im einzelnen zu nennen wäre sicher unangemessen. Eher gelingt es, vom Teil her Ganzes sichtbar zu machen. Allgemein darf gesagt werden: Man wird – schon von der Thematik her – auf keinen der im folgenden zu nennenden Originalbeiträge verzichten wollen. Edelbert Pauser befaßt sich mit der Kirchenmusik im Heiligkreuzmünster und ihren Wandlungen („aus der Musik des Gottesdienstes war eine Musik zum Gottesdienst geworden“) – gut, daß auch die in Gmünd stets ausgeprägte musikalische Komponente hier zu Wort kommt. – Den zeitlichen Rahmen des 18. Jahrhunderts sprengt allerdings Heriberg Hummels breitangelegte Untersuchung: Gmünder Bibliotheken im Zeitalter der Säkularisation. Hier geht es vor allem um eine traurige Bilanz der Barockzeit: um die nahezu vollständige Zerstörung der alten Gmünder Bücherbestände (interessant, wohin die Bücher jeweils verschleppt wurden!). Ähnliches läßt sich übrigens in ganz Süddeutschland beobachten. Ein lesenswerter Aufsatz, lesenswert nicht nur ob der ansprechenden Darstellung – bei aller Breite –, sondern auch ob der sehr aufschlußreichen Querverbindungen von Lokalem und Überregionalem. Dankbar ist Rez. auch für die gründliche Erforschung eines seither wenig beachteten Kapitels in der Geschichte der Stadt: der immerhin 166 Jahre dauernden Tätigkeit der Kapuziner in Gmünd. Was erinnert heute noch daran? Aufschluß gibt ein verständnisvoll eingehender Beitrag von H. H. Dieterich, wichtig auch deshalb, weil er den Untertitel der Untersuchung rechtfertigt: „zugleich ein Beitrag zur barocken Volksfrömmigkeit“.

Mit einer barocken Spielerei, vertrackten Kreuzworträtseln vergleichbar, den Chronogrammen, beschäftigt sich Klaus Graf. Diesen kunstvoll verschnörkelten, zumeist lateinisch verschlüsselten Zahlenangaben begegnet man auch in Gmünd häufiger als oft vermutet. Zusammenfassend ediert, systematisch untersucht und durch Übersetzung ins Deutsche einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht wurden sie seither noch nie. Schon deshalb ein willkommener Beitrag.

Zum Schluß und daher besonders nachdrücklich sei hingewiesen auf eine großangelegte (S. 193 – 242) wissenschaftlich hochkarätige Untersuchung desselben Autors: Klaus Graf, Die Geschichtsschreibung der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd im 17. und 18. Jahrhundert. Überzeugend, vorbildlich auch in methodischer Hinsicht, wie Graf mit sicherem Blick und Gespür für historisch Relevantes auch entlegene, seither unbekannte Handschriften entdeckt, auswertet, Abhängigkeiten aufzeigt, Charakteristisches erfaßt. Bei den untersuchten Quellen selbst handelt es sich in der Regel um literarisch wie historiographisch anspruchslose Texte. Schon dieser Aufsatz allein, sorgfältigst gearbeitet bis ins Detail, macht das neue Barockbuch zwar nicht zu einem Easy Reader, wohl aber, auf die Dauer gesehen, zu einem unentbehrlichen Begleiter für solche, die sich von den Quellen her – und seien diese stellenweise auch „öden Halden“ vergleichbar – mit der Geschichte Gmünds beschäftigen.

Einige Fragen bleiben offen. Ob gelegentliche inhaltliche Überschneidungen stören oder im Gegenteil, zumal für den sporadischen Leser, faktisch Wichtiges unterstreichen; ob und in welchem Umfang jeweils auch sprachliche Kriterien zu bedenken sind; ob man in dem reichhaltig, zum Teil auch farbig illustrierten Band wichtiges Bildmaterial vermißt, notfalls fehlendes mit vorhandenem vertauschen möchte; wie es um die Zuordnung von Text und Bild und wie es jeweils um die Qualität der Abbildungen bestellt ist; ob – um schließlich selbst Metaphorisches zu hinterfragen – nicht auch ein „betuliches Stilleben in Pastelltönen“ (vgl. R. Wagenblast in Remsztg. v. 28. 7. 1981) seine ganz besonderen Reize hat – solche und andere Fragen zu beantworten, sei dem nunmehr vielleicht recht neugierig gewordenen Leser selbst überlassen.

Dr. Peter Spanger

Essen wie die Reichsstädter (KJH)

Alte Rezepte – neu entdeckt (1)

Daß Essen und Trinken „Leib und Seele“ zusammenhält, war schon unseren Altvorderen bekannt. In den Beständen des Stadtarchivs haben sich mehrere Kochbücher mit interessanten Kochvorschlägen erhalten, die nachzukochen sich eigentlich lohnen sollte. Die Redaktion jedenfalls ist auf ein Echo gespannt. Heutiger Menüvorschlag: Suppe von Kernengriz, Hecht in einer Sauce mit Rahm, Creme von Chocolade nach „Neues Kochbuch oder geprüfte Anweisung zur schmackhaften Zubereitung der Speisen, des Bakwerks, der Confekturen, des Gefrorenen und Eingemachten. Stuttgard bei Johann Friedrich Steinkopf 1795“.

Neues Kochbuch
oder
geprüfte
Anweisung
zur
schmakhaften Zubereitung
der Speisen, des Bakwerks, der Confekturen
des Gefrornen und Eingemachten.

Neue
durchaus verbesserte und vermehrte
Auflage.

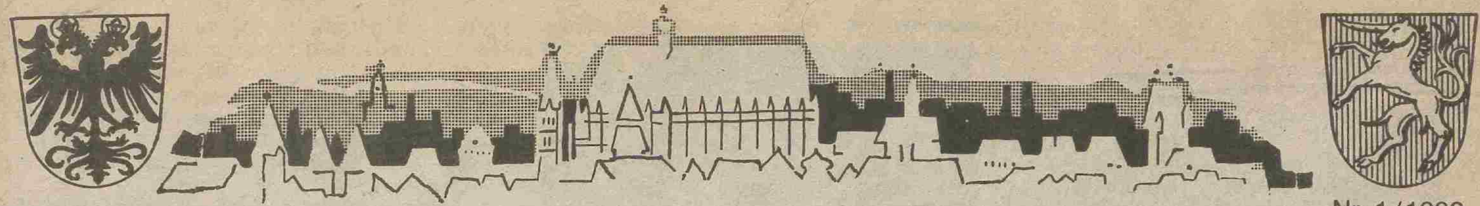
Stuttgard
bei Johann Friedrich Steinkopf
1795.

1. Suppe von Kernengriz oder Griesmehl: Diß muß guter Kernengries seyn, dann macht man Fleischbrühe siedend, so viel zur Suppe nöthig ist, rührt 2 bis 3 Hände voll darein, läßt sie mit etwas Muscatnuß kochen; vor dem Anrichten zieht man 3 Eiergelb ab und richtet die Suppe darüber an.

2. Hecht in einer Sauce mit Rahm: Wenn der Hecht geputzt und ausgenommen ist, wird er gespalten, nach Belieben zu Stüklein geschnitten und ein Glas Eßig darüber gegossen. Dann werden 4 bis 6 Loth (= ca. 60–90 gr.) Sardellen sauber gewaschen, von den Gräten gesäubert und nebst ein wenig Zitronen-Schalen ganz fein geschnitten. Auf die Blatte, worinn der Fisch zu Tisch kommt, schneidet man kleine Stüklein Butter, thut etwas Muscatblüte und die Hälfte von den gehakten Sardellen darauf, nimmt den verschnittenen Hecht aus dem Eßig, trocknet ihn mit einem Tuch ab, legt ihn auf die Blatte, schneidet auf den Hecht frischen Butter, thut die übrige Sardellen nebst Muscatblüte und so viel Mehl, als zwischen 3 Fingern gefaßt werden kan, darüber, gießt einen halben Schoppen (= ca. 0,25 l) süssen Rahm oder Fleischbrühe daran, dekt ihn zu, und läßt ihn aufkochen. Ist der Sauce zu wenig, so wird ihr mit Rahm oder Zitronensaft geholfen. Vor dem Auftragen wird das Gelbe von 4 Eiern und der Saft von einer halben Zitrone wohl verrührt, von der Sauce langsam daran gegossen, dieselbe über den Fisch angerichtet, und dieser ohne weiter zu kochen, gleich zu Tische gebracht.

3. Creme von Chocolade: Man kann eine Tafel von 4 auch 8 Loth (= ca. 60–120 gr) nehmen, je nachdem man die Creme stark haben will.

Ich will aber hier nur 4 Loth (= ca. 60 gr) zu einer halben Maas (ca. 2/3 ltr.) Milch rechnen. Die Milch wird mit einem ganzen Stüklein ganzen Zimmet, einem Stüklein Zitronenschale und etwas Zuker ein wenig gesotten, die Chocolade in ein Geschirr geschnitten, von der siedenden Milch etwas darüber gegossen, bis sie weich ist, die Chocolade glat verrührt, in die Milch geschüttet und nur einen Augenblick mit der Milch gesotten, dann zum Erkalten vom Feuer abgesetzt. Hierauf verrührt man 8 Eiergelb wohl, thut die gekochte kalte Chocolade daran, gießt sie durch ein Haarsieb, dann auf eine Blatte oder in einen Gumpen, setzt das Geschirr in's siedende Wasser, schwache Kohlen darauf und kocht es schnell. Wenn die Creme fest ist, wird sie kalt aufgetragen.



Nr. 1/1982

GMÜNDER GESCHICHTSBLÄTTER

Herausgegeben von der GMÜNDER TAGESPOST in Zusammenarbeit mit dem GMÜNDER GESCHICHTSVEREIN

„. . . Das wir dahier nur zuviele Kirchen hätten“

Der Abriß des Kappelturms und der St.-Nikolaus-Kapelle im Frühjahr 1792

– von Archivoberrat Dr. K. J. Herrmann –

Im Frühjahr 1792 ging der Magistrat daran, letzte „Verkehrshindernisse“ in der alten Reichsstadt zu beseitigen, die, nach damaligem Verständnis, nicht mehr in das moderne „barocke Stadtbild“ paßten, zumal sie keinerlei Bedeutung mehr besaßen. Es handelte sich im wesentlichen um die Überreste der alten ehemaligen inneren Stadtmauer und der noch davon übriggebliebenen Tortürme. „Alle an der alten, nunmehr durchgehends abgebrochenen Stadtmauer angebaut gewesenen Thürme“ wurden dazu bestimmt, abgerissen zu werden, die Steine verwandte man zur Befestigung und teilweisen Renovierung der äußeren Stadtmauer[1]. Neben dem Diebsturm, der zwei Gefängnisse für Schwerkriminelle beherbergte, war es der Kappelturm, der der Spitzhacke zum Opfer fallen sollte[2].

Was die Sachlage bei diesem Abbruchgeschäft erschwerte, war die Tatsache, daß sich der Kappelturm zwar in städtischem Besitz befand, allein die im ersten Stock des Turmes dem hl. Nikolaus geweihte Kapelle gehörte unstrittig der Kirche; mit ihr mußte der Magistrat also Verhandlungen führen. Der Turm selbst stand mitten in der Straße, die vom Marktplatz zur Hinteren Schmiedgasse führte. Seine Grundmauern wurden im Jahr 1969 beim Neubau der Zweigstelle der Kreissparkasse zumindest angeschnitten[3]. Der Altar der Nikolauskapelle wurde 1552 zu Ehren der Heiligen, Nikolaus, Erasmus und der Heiligen Drei Könige vom damaligen Weihbischof aus Augsburg, Dr. Johann Laymann, eingesegnet.

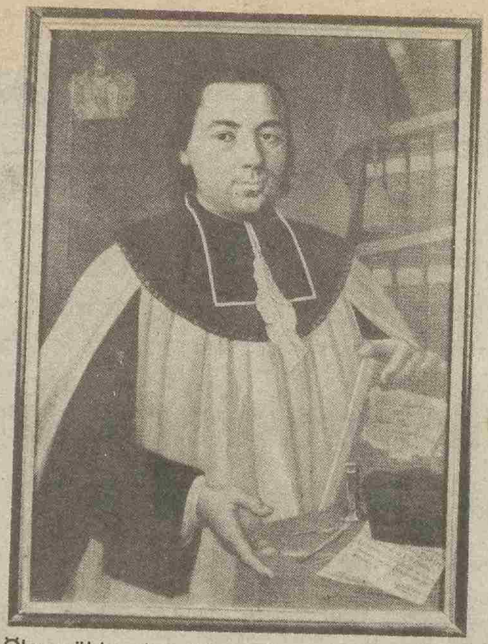
Am 1. März 1792 wurde in einer ordentlichen großen Ratssitzung das Gutachten für den Abbruch von allen Senatoren gutgeheißen und seine Weiterleitung an den Stiftspropst und Stadtpfarrer Franz Xaver Debler befürwortet[4]. Da die Kapelle „klein und ungeräumig“ sei, darüber hinaus lediglich „jährlich nur dreimal, nehmlichen an S. Nicolai, an H. Drey Königs – und Kirchweihtag“ geöffnet werde, sich darüber hinaus „im baufälligen Stand“ befinde und die Kirche lediglich kleine Opfergelder zur Unterhaltung zur Verfügung stelle[5], empfehle der Magistrat der Kirchenleitung den Abbruch. Messen, die auf die Kapelle gestiftet worden seien, könne man in Zukunft in der „Nicolauskapelle im Spital“ oder in der Pfarrkirche lesen. Im übrigen, so lockte das Gutachten, entstünden durch den Abriß des Turmes bzw. der Kapelle für die Kirche keinerlei Kosten, die Steine dagegen könnten kostengünstig zum „Nothwendigen Wöhr – Bau an der Rems appliciert“[6] werden.

Bereits am 5. März 1792 schickte Stadtpfarrer Franz Xaver Debler das Gutachten an seine vorgesetzte Behörde, das Generalvikariat in Augsburg, mit einer persönli-

chen Stellungnahme. Gleich zu Anfang seines Schreibens machte der Geistliche klar, daß „ich nicht abgeneigt (bin), mit dem Ansinnen des Magistrats vollkommen übereinzustimmen" zumal der Bischof bei seinem letzten Besuch in der Reichsstadt selbst bemerkt hätte, „daß das wir dahier nur zuviele Kirchen hätten[7]". Am 10. März erteilte daraufhin das Generalvikariat der Stadt die Erlaubnis, „daß die auf einem Thorturm angebrachte St. Nicolai Kapelle demolirt werden möge[8]", eine Entscheidung, die vom Magistrat in öffentlicher Sitzung am 21. März mit Wohlwollen zur Kenntnis genommen wurde[9].

Am 26. März 1792 nahm – kurz vor dem Abriß – der Stadtpfarrer persönlich die Entsegnung des Altares im Turm vor. „Den 26. März 1792", so F. X. Debler persönlich in seiner Chronik, „habe ich nach erhaltener Erlaubnis von Augsburg des Sepulchrum des Altars in der St.-Niklasen-Kapell dahier eröfnet und die Reliquien herausgethan und solche an das Vikariat überschickt[10]". In einem persönlich gehaltenen Brief bedankte sich der Stadtpfarrer am 30. März in Augsburg dafür, „die auf einem Thorturm angebracht gewesene St.-Nikolaus-Kapell aus gewissen erheblichen Ursachen einbrechen zu dürfen" und fügte die ausgehobenen Reliquien bei[11]".

Anfang April 1792[12] wurde der Turm geschleift, nicht zuletzt auch deshalb, wie der damalige Stadtchronist Dominikus Debler die Vermutung der Gmünder in seiner Chronik wiedergibt, „weil die Backstein (und) Platten rar", ihre Heranschaffung aus weiter entfernten Steinbrüchen für den Stadtsäckel zu teuer seien[13].



Ölgemälde des Kanonikers und späteren Stadtpfarrers Franz Xaver Debler im Münsterpfarrhaus.

„Das von Holz geschnitzte alte Bild des hl. Nikolaus", das nach Ansicht des Stadtpfarrers „so ohne alle Kunst und Zierath, auch nicht wundertähtig ist[14], wanderte wie das Glöcklein ins Spital[15]. Ob es mit der sich heute im Gmünder Museum befindlichen spätgotischen Nikolausfigur identisch ist, die H. Kissling auf 1480 datiert, ist nicht mehr auszumachen[15].

1) Diözesanarchiv Rottenburg, Best. Reichsstadt Schwäb. Gmünd, Bü. 10, Umschlag 8.
2) Dominikus Debler, Chronik V, 403. Stadtarchiv Schwäb. Gmünd.
3) A. Deibele, Die Kapellen in Schwäb. Gmünd von einst u. jetzt, 69.
4) Ratsprotokoll vom 1. März 1792, Stadtarchiv Schwäb. Gmünd.
5) Die Kapelle gehörte zum Fundus von St. Leonhard. Vgl. Deibele (wie 3) 70 ff.
6) Promemoria des Magistrats vom 1. März 1792, Diözesanarchiv Rottenburg, Best. Schwäb. Gmünd, Bü. 10, Umschlag 8.
7) Diözesanarchiv Rottenburg, Best. Schwäb. Gmünd, Bü. 10, Umschlag 8.
8) Bü. 10, Umschlag 8.
9) Ratsprotokoll vom 21. März 1792, Stadtarchiv Schwäb. Gmünd.
10) F. X. Debler, Kronologische Nachrichten S. 203, Stadtarchiv Schwäb. Gmünd; zur Sache vgl. A. Deibele (wie 3) 71.
11) F. X. Debler an das Generalvikariat, 30. 3 1792, Diözesanarchiv Rottenburg, Best. Reichsstadt Schwäb. Gmünd, Bü. 10, Umschlag 8.
12) Nicht 1791 wie D. Debler, Chron. V. 399 vermerkt.
13) Dom. Debler, Chron. V. 405, Stadtarchiv Schwäb. Gmünd.
14) Diözesanarchiv Rottenburg, Best. Reichsstadt Schw. Gmünd Bü. 10, Umschlag 8.
15) H. Kissling: Die gotischen Holzbildwerke in der Gmünder Altertümersammlung. Einhorn 55/1962, 285.

Sozial- und Krankenhauswesen

Von K. J. Herrmann – H. Micheli, Schwäbisch Gmünd

IX. Badewesen (Fortsetzung)

Die Enthaltsamkeit vom Bade war lange Zeit eine kirchliche Bußmaßnahme. Kaiser Heinrich IV., exkommuniziert, verbrachte das Weihnachtsfest 1105 ungebadet und ungeschoren.

In die öffentliche Badestube, besonders aber in die Hausbadestube, lud man Freunde und Bekannte zum sogenannten „Badekränzchen" ein. Aber auch als Reinigungsbad und als Kräuterbad zur Heilbehandlung benutzten die Bürger im Mittelalter diese Einrichtungen sehr häufig. Während die einen Badbesucher rasiert, geschert und massiert worden sind, unterzogen sich andere Badegäste dem Schröpfen als vorbeugende Therapie.



EIN BEAUFTRAGTER des Leprosenkrankenhauses sammelt für die Kranken.

Die wichtigste und größte Bedeutung erlangten die Badestuben, aber während der furchtbaren Pestepedemien. Nur durch außerste Reinlichkeit konnte diese schreckliche Krankheit, von der Tausende hinweggerafft worden sind, einigermaßen in Grenzen gehalten werden. Es war natürlich, daß sich die Zahl der Badestuben während dieser Zeit zwangsläufig erhöhte, zumal diese Pestepedemien in verschiedenen Gebieten wiederholt und epidemisch ausbrachen.

Die öffentlichen Badestuben waren meist privilegierte Betriebe, wie Mühlen, Wirtshäuser und Schmieden. Überwiegend befanden sich die Bäder in der Nähe von Flüssen, so z. B. in Schwäbisch Hall, das im 15. Jahrhundert vier Bäder besaß, die alle nahe am Kocher lagen. Ausgerüstet mit Holzzubern, Kübeln und Gelten zum Wassertragen und Begießen sowie mit Gerätschaften zur Körperpflege und Heilbehandlung ließ sich der Badebetrieb schlecht und recht abwickeln.

Zum Dienstpersonal gehörten Badknechte und Badmägde. Sie verrichteten als Reiber oder Reiberin die niederen Arbeiten, wie Waschen und Massieren. Als Abzieher und Abzieherin waren sie beim Auskleiden behilflich. Sie füllten als Schöpfer oder Schöpferin die Zuber mit Wasser.

X. Soziale Einrichtungen – Armenpflege – Suppenanstalt

Seit undenklichen Zeiten begleitet die Armut, ein Übel, das mehr oder weniger bekämpft, doch nie besiegt worden war, die Menschheit auf ihrem Weg durch die Jahrhunderte. Ebenso lange gibt es vermutlich Bemühungen, die Not der Armen zu lindern, die durch Unglück, Krankheit oder andere unabwendbare Ereignisse Hab und Gut verloren und in tiefes Elend stürzten. Aber auch für jene, die durch ihren Lebenswandel oder äußere Umstände in Armut abrutschten, gab es Hilfe. Wenn für die ersteren ein Armen- oder Krankenhaus Linderung brachte, mußten die anderen in einem Arbeitshaus nützliche Tätigkeiten verrichten.

Im Bewußtsein der Fürsorgepflicht haben die Verwaltungen der Gemeinwesen, beraten durch die Zünfte, Verordnungen erlassen, die die Versorgung, Beschäftigung und notwendige Erziehungsmaßnahmen regelten. Christliche Wohltätigkeitsvereine und private Stiftungen erleichterten die gesamte Armenpflege in den Städten.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden die reichsstädtischen Verfassungen geändert. Alle Stiftungen zur Armenpflege bil-



DIE SIECHENSCHAU. Vom Rat der Stadt bestellte heilkundige Männer gutachten die Krankheit eines Aussätzigen.

deten durch Zusammenlegung die Basis für eine allgemeine Armenfürsorge. Viele Städte errichteten während der Hungerjahre sogenannte Suppenanstalten. Die Teilnahme an diesen Einrichtungen war den Beziehern von Stadtalmosen vom Rat befohlen und zur Pflicht gemacht.

Mit der Errichtung von Kleinkinderbewahranstalten versuchten die Verantwortlichen mit der Erziehung zur Reinlichkeit, Pünktlichkeit und zu frommer Sittlichkeit, der Armut entgegenzuwirken. In diesen Anstalten waren die Kinder unter ständiger Aufsicht, sei es beim Spiel, bei leichter Beschäftigung oder in der Unterweisung von Handarbeiten.

Die Betreuung der Waisenkinder war städtisches wie auch kirchliches Anliegen. Die Aufsicht, Erziehung und Pflege der Waisen lag überwiegend in den Händen von Ordensschwestern. Auch hier war die Erziehung und Bildung des Kindes primär. So entstand am Ende des 18. Jahrhunderts z. B. in Schwäbisch Gmünd das Waisenkinder-Erziehungs-Institut. Dieses Institut gab mit einem „Pfleg- und Erziehungs-Contract" Waisenkinder an „würdige" Familien zur Erziehung und Ausbildung im Haushalt ab, da „das Pflegekind verständig, geschickt, nach Herz und Handlungen gut, gottselig, christlich gesinnt, zum Leben auf Erden und noch mehr zum Himmel vorbereitet und ausgerüstet werden soll...".

Ob Armenhäuser, Kleinkinderbewahranstalten oder Waisenhäuser, sie alle waren bald nach der Errichtung belegt. Die eigenen oder die angemieteten Räume erwiesen sich schon in kürzester Zeit als zu klein. Dies hatte zwangsläufig Unterkunftwechsel und Umzug zur Folge.

Von dieser Unannehmlichkeit blieb auch Württembergs erste, die 1807 errichtete Taubstummenanstalt Schwäbisch Gmünd mit regelmäßigem Unterricht – im 18. Jahrhundert fand hier der Unterricht nur sporadisch statt – ebenso wenig verschont, wie das 1831 gegründete erste württembergisch Blindenasyl in Schwäbisch Gmünd. Diese beiden Anstalten machten sich zur Aufgabe, ihren taubstummen oder blinden Bewohnern soviel an Erziehung und Bildung mitzugeben, daß sie jederzeit in der Lage waren, ihren bescheidenen Lebensunterhalt selbst zu verdienen.

Die Gmünder Gewerbeschule

– von K. J. Herrmann –



Die Gewerbeschule in der Waisenhausgasse vor 1938. Heute sind in der Gewerbeschule in der Waisenhausgasse zahlreiche städtische Ämter untergebracht.

Um den Haupterwerbszweig der Stadt Gmünd, das Edelmetallgewerbe, zu beleben und durch neue Initiativen dem drohenden Exportstopp zu begegnen, begründete der Rat der Freien Reichsstadt Schwäbisch Gmünd am 7. Mai 1776 eine „Zeichenschule", in der Lehrlinge in der Kunst des Entwerfens von Gold- und Silberpretiosen unterrichtet werden sollten. Diese Schule, die ihre Unterkunft in dem 1768/69 von Johann Michael Keller errichteten Waisenhaus fand, war der direkte Vorläufer der heutigen Gewerbeschule. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts fand der Gedanke an eine „tüchtige Fachausbildung" lebhaften Nährboden. Gemäß der Anordnung vom 22. November 1824, „daß auf die Vervollkommnung der Unterrichtsanstalten der ernstliche Bedacht genommen" werden sollte, wird in Gmünd die Zeichenschule – nach dem Vorbild der Stuttgarter Sonntagsschulen – in eine gewerbliche Schule umgewandelt. Lehrfächer für die Handwerksgesellen werden vor allem Rechnen, Zeichnen und Naturlehre. Als die Schule am 24. Juni 1827 ihre Pforten öffnete, wurde als spezifisches Gmünder Lehrfach auch Chemie angeboten. Eine allmähliche Ausweitung des Lehrangebots führte dazu, daß bereits 1860 „die Schule ... nicht nur für Gold-, Silberarbeiter und Graveure, sondern auch für andere Gewerbetreibende, namentlich für Maurer, Steinhauer, Zimmerleute, Schreiner, Schlosser und dergleichen" offenstand. Der wirtschaftliche Aufschwung in den sogenannten Gründerjahren des Deutschen Kaiserreiches wirkt sich nachhaltig auf die Entwicklung und Struktur der Schule aus, die immer mehr den Charakter einer „freiwilligen Sonntagsschule" verliert. Durch das Württembergische Gesetz vom 22. Juli 1906, das die Kommunen zur Unterhaltung von Berufsschulen mit hauptamtlichen Lehrkräften verpflichtet, ist ein gewisser Endpunkt der Entwicklung erreicht; 1909 beginnt die Gmünder Gewerbeschule als Tagesschule, erweitert in den folgenden Jahrzehnten ihr Lehrangebot. Bereits in den Jahren 1858/59, dann 1888–1890 werden Um- bzw. Ausbauten am Schulgebäude vorgenommen, 1906 kommt zum Komplex Gewerbeschule das Arenhaus mit weiteren Lehr- und Werkstatträumen. Nach einem weiteren Umbau ist die ehemalige Schule seit 1980 Finanzrathaus.

Lit.: Mangold, L.: Geschichte der Gewerbeschule, einhorn 1959, Nr. 34

Essen wie die Reichsstädter

Alte Rezepte neu entdeckt (2)

„Zukerbakwerk und Confekturen" – Adventsgebäck vorweihnachtliche „Gaumenfreude" auch zur Reichsstadtzeit:

Zimmetsterne

Ein halbes Pfund ungeschälte Mandel stoßt man zart, nimmt sie in eine Schüssel, anderthalb Pfund gesiebten Zuker und ein Loth (1 Loth ½ 15 g) gestossenen Zimmet dazu, schlägt von 3 Eierweis einen Schaum, rührt dann diß alles zusammen an, streut halb Mehl und halb Zuker auf das Bakbret, wällt den Taig eines starken Messerrüken dik, und sticht ihn mit dem Sternmodel aus. Nun werden die Bleche mit Butter bestrichen, die Sterne darauf gelegt, in schwacher Hize gebaken, und nach diesem noch mit einem Zimmeteis geeißt, welches auf folgende Art verfertigt wird: ein halbes Loth gestoßenen Zimmet und 4 Loth (ca. 60 g) Zuker nimmt man in ein kleines Geschirr, gießt ein halbes Glas Rosen- oder frisches Wasser daran, und kocht diß so lang auf Kohlen, bis es diklecht ist. Nach dem Baken werden die Zimmetsterne mit einem in das Eis getunkten Pinsel überfahren, und wieder im Ofen getroknet, daß sie einen hübschen Glanz bekommen.

Pfaffenbrod

Ein halbes Pfund gesiebten Zuker, ein halbes Pfund fein Mehl, eben so viel geschälte und langlecht grob geschnittene Mandeln und 2 Messerspizen voll feine Potasche macht man mit einem ganzen Ei und dem Gelben von 4 andern zu einem Taig an, wällt ihn eines starken Messerrüken dik aus, schneidet 2 Fingerbreite und nicht gar Fingerslange Stüklein davon, legt solche auf ein stark mit Mehl besätes Blech, und bakt sie im Ofen gelb.

Neues Kochbuch

oder

geprüfte

Anweisung

zur

schmakhaften Zubereitung

der Speisen, des Bakwerks, der Confekturen

des Gefrornen und Eingemachten.

Neue

durchaus verbesserte und vermehrte

Auflage.

Stuttgard

bei Johann Friedrich Steinkopf

1795.

Dem Andenken meines Großvaters...

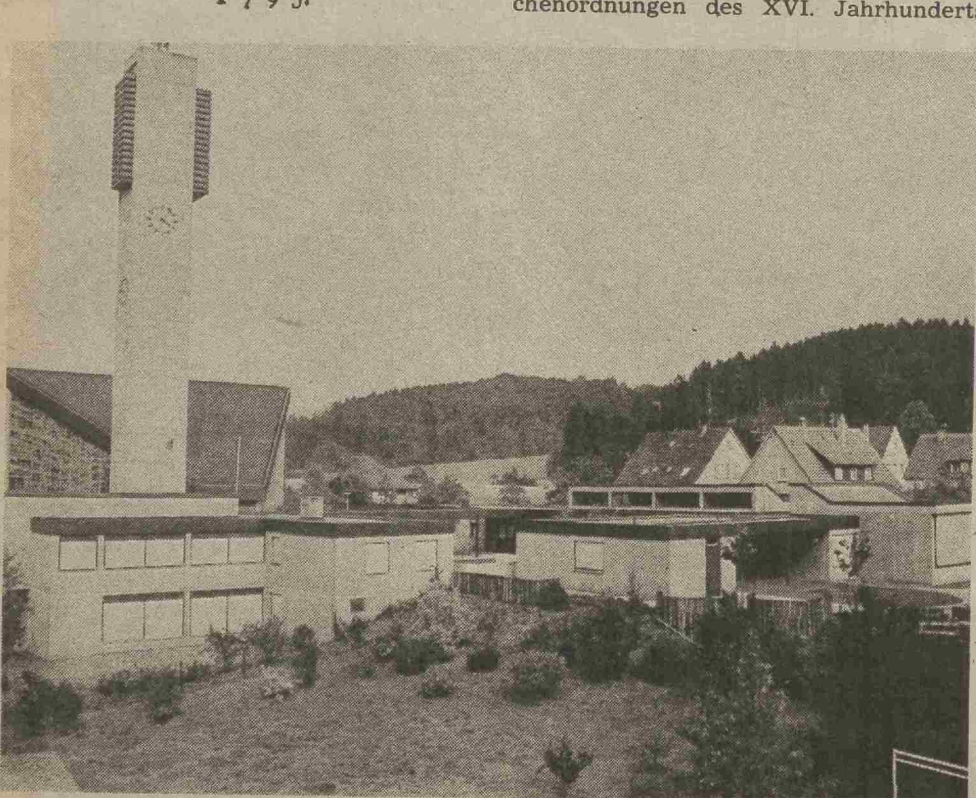
Werner-Ulrich Deetjen, Studien zur Württembergischen Kirchenordnung Herzog Ulrichs 1534–1550, in: Quellen und Forschungen zur württembergischen Kirchengeschichte Bd. 7, Stuttgart: Calwer-Verlag 1981, 608 Seiten, DM 48.–.

Die vorliegenden Studien entsprechen, von geringfügigen Änderungen abgesehen, der Tübinger Dissertation des Autors (1977). Sie bilden zugleich Vor- und Begleitstudien zu einer noch nicht abgeschlossenen Bearbeitung der „evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts, Sehling-Band Württemberg 2, Herzog Ulrich (1534–1550)". Man möchte vorwegnehmend sagen, daß die Betreuer dieses breitangelegten Standardwerkes der Kirchengeschichte für den genannten Zeitabschnitt kaum einen sachkundigeren Bearbeiter hätten finden können als den Autor vorliegender „Studien".

Die Fülle des archivalischen Materials verbunden mit breitgefächerten Auswahlkriterien ergibt eine breitangelegte Untersuchung, die – im Anschluß an ein entsprechend ausführlich gehaltenes Kapitel über das Herzogtum Württemberg im Zeitalter Herzog Ulrichs (1498–1550) – für den Zeitraum von 1534–1550 zwei große Themenkreisen gilt: der Neuordnung des Kirchengutes sowie der Neuordnung der Klöster. Hinzu kommen zahlreiche Anmerkungen, Exkurse, ein Verzeichnis der Kirchenordnungen nach Sachgruppen sowie ein umfassendes Quellen- und Literaturverzeichnis.

Versucht man aus der Fülle von Einzelbeobachtungen und Einzelerkenntnissen Wichtiges von weniger Wichtigem zu sondern, so ist vor allem dies festzuhalten: Die seither überwiegend negative Bewertung Herzog Ulrichs bedarf – jedenfalls im Hinblick auf sein Reformwerk – deutlicher Korrekturen, zumal wenn man die Schwere der außen- und innenpolitischen Konflikte bedenkt, in die der Herzog dauernd verwikkelt war, nicht ohne eigene Schuld. Die im einzelnen sehr differenziert vorgenommene Aufhellung des Ulrich-Bildes wirkt um so überzeugender, als sich der Autor, bei aller Gebundenheit im Grundsätzlichen, stets um ein ausgewogenes Urteil bemüht. Was Deetjens „Studien" darüber hinaus zu einer über weite Strecken hin geradezu fesselnden Lektüre macht, ist ihre klar profilierte Sprache, ist vielleicht auch das ehrliche Eingeständnis des Autors, einige „sichtbare Kampfspuren eines öfters notvollen Ringens um Sache, Ausdruck und Aufbau" nicht ängstlich zu verdecken, ist vor allem aber sein ganz persönliches Ergriffensein vom historischen Objekt. Schon deshalb möchte man dem vorliegenden Buch einen breiten Leserkreis wünschen. – Ein zusätzlicher Hinweis für den Gmünder Leser: Das Buch ist gewidmet „Dem Andenken meines Großvaters Professor Walter Klein 1877–1952".

Dr. P. Spranger



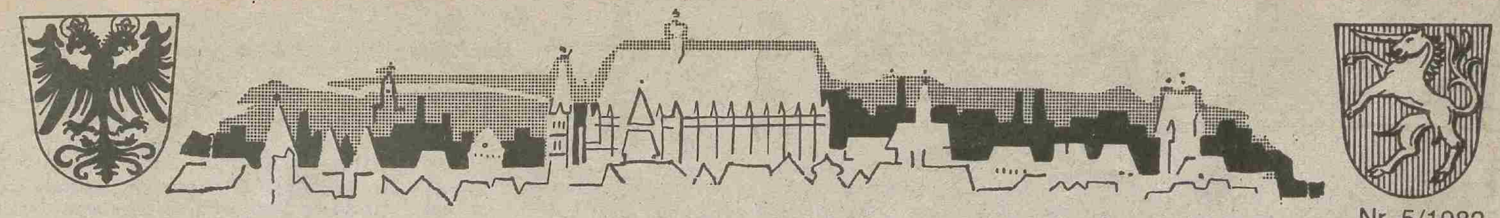
Wo ist das?

Zuschriften an den Gmünder Geschichtsverein, Augustinerstr. 3, 7070 Schwäbisch Gmünd; Stichwort: Bilderrätsel Nr. 11 bis zum 20. 2. 1982.

Unter den richtigen Einsendungen wird der Gewinner(in) eines Buchgeschenkes unter Ausschluß des Rechtsweges ermittelt.

Gewinner(in) des Rätsels Nr. 10 ist Herr Alexander Bartle, Elsternweg 10, 7053 Kernen. Herzlichen Glückwunsch! Der Gewinn kann im Stadtarchiv abgeholt werden.

Redaktion der „Gmünder Geschichtsblätter": Dr. K. J. Herrmann. Manuskripte sind zu senden an: Dr. K. J. Herrmann, Gmünder Geschichtsverein, Augustinerstraße 3.



Nr. 5/1982

GMÜNDER GESCHICHTSBLÄTTER

Herausgegeben von der GMÜNDER TAGESPOST in Zusammenarbeit mit dem GMÜNDER GESCHICHTSVEREIN

Von Dr. K. J. Herrmann:

Mord im Zuchthaus Gotteszell – Die letzte öffentliche Hinrichtung in Gmünd

Am 23. September 1839 wurde in Schwäbisch Gmünd der Zuchthaus-Sträfling Matthias Stettner aus Ulm hingerichtet, der im Zuchthaus Gotteszell einen Mitgefangenen getötet hatte. Diese Hinrichtung auf dem Schafott – die Richtstätte lag einige hundert Schritte vom Rinderbacher Tor entfernt – war die letzte öffentliche Hinrichtung in Gmünd. Über den Prozeß liegt in der württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart eine aktenmäßig gedruckte Beschreibung vor, die Hintergründe und Beweggründe dieser Mordtat nachdrücklich schildern. Hier der Bericht:

„Matthias Stettner, welcher heute sein Leben auf dem Blutgerüst endigt, geb. den 21ten Juni 1788, mithin jetzt 51 Jahre alt, evangelischer Confession, ist der durch nachgefolgte Ehe legitimirte Sohn eines längst verstorbenen, damals Reichsstadt Ulm'schen Amtsschreibers in Stubersheim.

Wenig Fähigkeiten, noch weniger Fleiß

Er soll eine gute Erziehung genossen, jedoch beim jugendlichen Unterricht welcher auch auf die lateinische Sprache sich erstreckte, wenig Fähigkeiten und noch weniger Fleiß gezeigt haben. In seinem 14ten Jahre gab ihm der Vater, was er in späterer Zeit stets für eine Hintansetzung erklärte, einem Bäcker in die Lehre. Aber bald wurde er dieses Handwerks überdrüssig und nach beendigter Lehrzeit nahm er Dienste bei einem Patrizier in Ulm. Hiernächst trat er am 16ten August 1809, damals 21 Jahre alt, freiwillig als Gemeiner unter das Königliche bayerische fünfte Chevauxlegers-Regiment, mit welchem er die Feldzüge in Tyrol (1809), in Rußland (1812), und gegen Frankreich in den Jahren 1813, 1814 und 1815 mitmachte. In dem russischen Feldzuge, sowie in dem ersten gegen Frankreich erhielt er mehrere Wunden; auch hatte er in jenem, gleich der ganzen Armee, durch Kälte und Hunger sehr gelitten. Dessenungeachtet aber blieb er bei dem Heere bis nach dem Friedensschlusse, wo er sich durch seine infolge der erlittenen Strapazen geschwächte Gesundheit veranlaßt sah, um seinen Abschied zu bitten, der ihm sofort, nachdem er noch kurz zuvor das von der Krone Bayern für die Feldzüge von 1813 und 1814 gestiftete metallene Ehrenzeichen erhalten hatte, unter dem 21ten Januar mit dem Anfügen erteilt wart, ‚Daß er während seiner 6½jährigen Dienstzeit eine vorzüglich gute Aufführung gepflogen habe‘.

Gleichgünstig lauten die Zeugnisse mehrerer Dienstherren, bei welchen er von 1816 bis 1821 als Kutscher diente. Am 30ten August des letztgedachten Jahres wurde er sodann bei dem Hospitale zu Ulm als Karrenmann angestellt, in welcher Eigenschaft er mit einem dem Spital gehörigen Pferde die Fuhrgeschäfte für diesen zu besorgen hat. Schon vorher (im Febr. 1821) hatte er sich mit einer Wittwe, Veronica, geb. Staudinger, verheirathet; nach deren Tode, im April 1824, trat er am 1ten November deselben Jahres in eine zweite Ehe mit Katharina Kleiber von Ulm. Beide Ehen waren kinderlos, und wenigstens die zweite nicht glücklich. Stettner gab seiner zweiten Frau durch stets zunehmende Trunkliebe, Streitsucht und Heftigkeit und durch öftere Mißhandlungen vielfachen Anlaß zu gerechten Klagen.

Er zürnte dem Schicksal

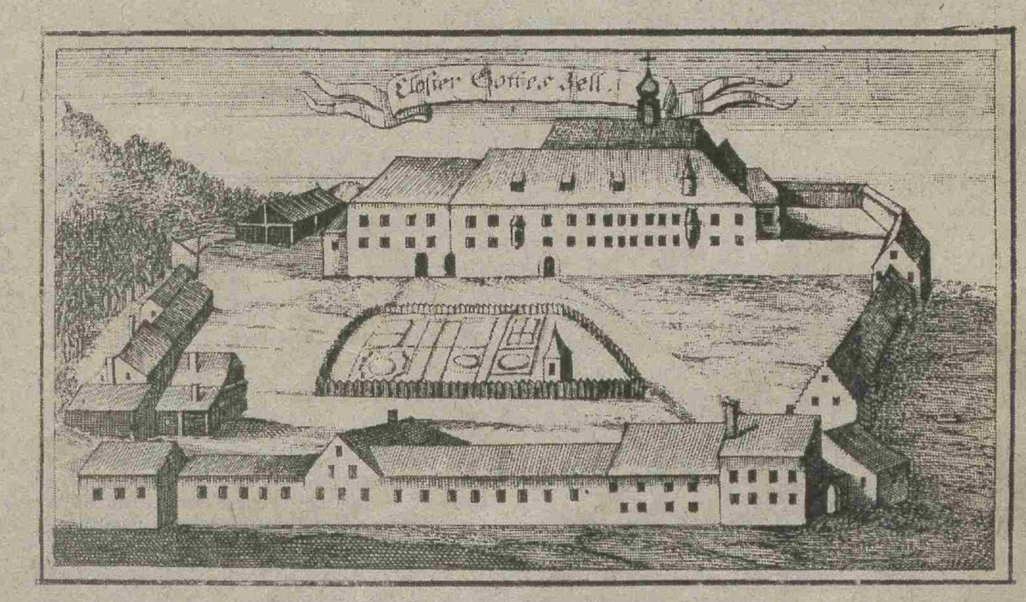
Zu gleicher Zeit stieg die Unzufriedenheit mit seiner Lage mehr und mehr, denn es dünkte ihn eine Ungerechtigkeit des Schicksals zu seyn, daß er, der Sohn eines Beamten, gemeine Bauerndienste verrichten sollte, und er zürnte seinem Vater, daß er aus ihm nicht auch einen ‚Herren‘ gemacht hatte.

In dieser Unzufriedenheit über seine äußern Lebensverhältnisse ist, wie es scheint, der Grund zu seinem ersten großen Verbrechen zu suchen.

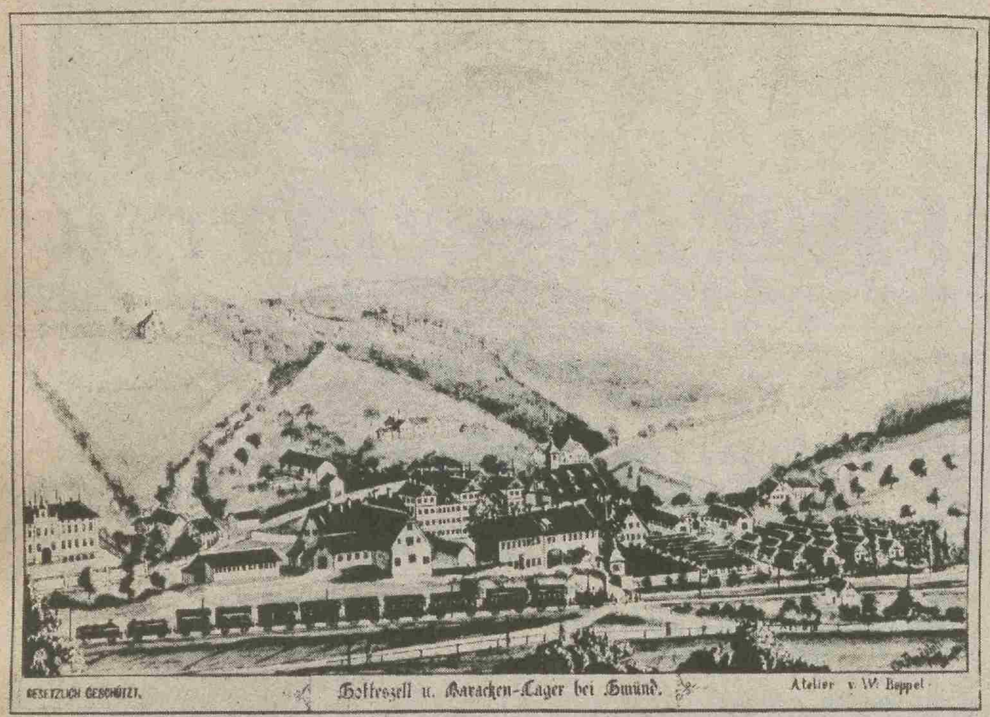
Es ist nämlich durch die aus Veranlassung seines zweiten Verbrechens geführte Untersuchung auf das Vollständigste erhoben worden, daß Stettner der Stifter des in der Nacht vom 10. auf den 11. Oktober 1831 in dem Zehenstadel des Hospitals zu Ulm ausgebrochenen Brandes war, wodurch nicht nur der Stadel mit drei Nebengebäuden, sondern auch zwei auf der entgegengesetzten Seite der Straße gelegene Wohnhäuser ganz, zwei weitere Wohnhäuser und eine Scheune aber theilweise ein Raub der Flammen wurden, und ein Schaden von nicht weniger als 40 000 fl. entstand.

Als Karrenmann entlassen

Der Verdacht der Brandstiftung fiel schon damals auf Stettner; indeß waren die äußeren Gründe dieses Verdachts so schwach, daß damals nicht einmal eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet werden konnte; nur die Folge hatte der Vorfall, daß Stettner, vorgeblich wegen seiner Trunksucht, seiner Ehestreitigkeiten und seiner körperlichen Schwäche von dem Stiftungsrathe des Dienstes als Karrenmann entlassen wurde. Zwar erhielt er noch aus der Hospital-Casse eine tägliche Unterstützung von 18 kr., wofür er seinem Nachfolger im Dienste Beistand leisten sollte. Er schämte sich jedoch dieser Hülfeleistung, und bestellte hiezu einen anderen, dem er



DAS EHEMALIGE DOMINIKANERKLOSTER GOTTESZELL um 1780, vor der Umwandlung zu einem Zuchthaus. (Bild: Städt. Museum)



GOTTESZELL mit dem Barackenlager, in dem in den beiden Weltkriegen Kriegsgefangene untergebracht waren, später Heimatvertriebene.

einen Theil der im ausgesetzten Geldunterstützung abtrat.

Überhaupt verrichtete er von jetzt an keine Arbeit mehr, sondern ergab sich ganz dem Müssiggang und dem Trunke, namentlich dem Genusse des Brantweins. Dieß schwächte seine Geistes- und Körperkräfte noch in höherem Grade, und theils hiedurch, theils durch seine dürftige Lage, welche seinem Hochmuth sowenig entsprach, und durch das quälende Bewußtseyn der verübten Brandtstiftung wurden seine düstere Gemüthsstimmung und seine üble Laune, unter deren Ausbrüchen besonders seine Ehefrau schon seit längerer Zeit zu leiden hatte, so sehr gesteigert, daß er sich zu einem zweiten, mindestens ebenso schweren Verbrechen hinreißen ließ.

Als ihm nämlich am 25. Februar 1836 seine Ehefrau nach seiner Rückkehr aus einer Schenke während des Mittagessens wegen seines beständigen Aufenthalts in den Wirtshäusern Vorstellungen machte, und ihm hierbei, wie es scheint, auch eheliche Untreue vorwarf, so versetzte ihr Stettner, zunächst nur mit unbewaffneter Hand, einige Streiche in das Gesicht. Da sie, eine kräftige Person, sich zur Wehr setzte und mit ihm rang, so fuhr er fort sie zu schlagen und riß sie an den Haaren herum, bis sie, bereits blutend, zu Boden fiel und ihn in den Finger biß.

Da sah er ein schweres Eisen

In diesem Augenblicke gewahrte er ein nebenan auf einer Truche liegendes schweres Eisen; er ergriff es und schlug mit dem schweren Ende desselben seine Ehefrau auf den Kopf. Diese erfaßte hiernächst zwar das Eisen und suchte es ihm aus der Hand zu winden; er riß es jedoch wieder an sich und führte damit einige weitere Streiche auf den Kopf der Unglücklichen. Sofort warf er sie, als es ihr in Folge dieser Streiche schwindlich geworden war, auf das Bett, und versetzte ihr hier noch einen „argen" Schlag auf das Hinterhaupt, der ihrem Leben vollends ein Ende machte. Die Verletzungen, welche sich an ihrem Leichname fanden, wurden von den Gerichtsärzten als die alleinige und nothwenige Ursache ihres Todes erklärt.

Nach der That war Stettner unschlüssig, was er thun sollte; es scheint ihm an Mitteln gefehlt zu haben, zu entfliehen. Er entdeckte sich sodann seinen Verwandten, und durch diese wurde er vor die Obrigkeit geführt. Bei der hierauf vor dem Oberamtsgerichte Ulm eingeleiteten Untersuchung wurde auch der Thatbestand dieses zweiten Verbrechens auf das Vollkommenste erwiesen. Die erkennenden Gerichte trugen daher kein Bedenken, den Inquisiten der vorsätzlichen Brandstiftung, sodann der vorsätzlichen – wenn gleich ohne Vorbedacht im Affekte verübten – Tödtung seiner Ehefrau für schuldig zu erklären. Weil jedoch gegen die volle Zurechnungsfähigkeit des Stettner Zweifel entstanden waren, die sich hauptsächlich darauf stützten, daß derselbe seit Jahren ungewöhnlich reitzbar und zornmütig gewesen, und daß seine Körper- und Geisteskräfte durch Kriegsstrapazen, Ausschweifung und fortgesetzten Branntweingenuß sehr geschwächt waren, so wurde nicht die ordentliche Strafe gegen ihn erkannt, sondern er ward durch Erkenntnis der Revisions-Instanz, nämlich des Criminal-Senats des K. Obertribunals, vom 27. Oktober 1837, zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt.

Am 10. November 1837 erfolgte sofort die vorläufige Einlieferung des Verurtheilten in das Zuchthaus zu Gotteszell, und noch ehe Seiner Königl. Majestät über eine etwaige Begnadigung desselben unterthänigster Vortrag erstattet werden konnte, ward vom Stettner am 12. März 1838 dasjenige weitere Verbrechen verübt, wegen dessen er jetzt die Todesstrafe zu erleiden hat. Schon im Gefängnis zu Ulm nämlich hatte er, als er in Erfahrung brachte, daß er nicht werde hingerichtet, sondern in das Zuchthaus verurtheilt werden, mit dem Gedanken sich beschäftigt, im Zuchthaus einen Mord zu begehen, damit er hier gerichtet werde.

‚Unter keinen Umständen ins Zuchthaus'

‚Ich wollte eben', – dieß sind seine eigenen Worte – ‚als alter Soldat, der im Felde der Ehre gedient, unter keinen Umständen ins Zuchthaus, und dort mein Leben zubringen. Ich dachte daher, du schlägst eben Einen todt, dann wurd's schon anders kommen.'

Mit solchen Gesinnungen und im höchsten Grade mißmuthig kam Stettner im Zuchthause an. In der irrigen Meinung, er sey von den Gerichten zum Tode verurtheilt und die lebenslängliche Zuchthausstrafe nur im Gnadenwege festgesetzt worden, äußerte er gleich nach seiner Ankunft theils gegen die Aufseher, theils gegen einzelne Züchtlinge:

. . . ‚man hätte ihm eben sollen sein Recht anthun, er könne es dem König nicht danken, daß er ihn begnadigt habe. Hätte man ihm gleich den Kopf heruntergeschlagen, so wäre es jetzt vorbei.' Dieser Unmuth stieg bei ihm, als er im Zuchthause zum Wolle spinnen verwendet wurde.

Inzwischen mußte er schon 9 Tage nach seiner Einlieferung auf die Krankenstube versetzt werden, und auf dieser sagte es ihm besser zu, weil er daselbst nicht zu arbeiten genöthigt war. Als er hingegen sah, daß er die Krankenstube nun bald wieder werde verlassen müssen, kehrten die alten Bedenken mit verstärkter Lebendigkeit zurück.

Böse Gedanken

Zunächst gieng er damit um, einen der Kranken, welche recht schwach waren, mit einer Krücke oder einem Bettladen-Brettchen todt zu schlagen. Allein es fehlte ihm an Gelegenheit zur Ausführung und er war, wie er sich ausdrückte, ‚noch nicht der Mann dazu, er hatte auch wieder gute Stunden und bessere Gedanken.' Aus diesem Grunde trug er sich auch nach seiner Rückkehr auf das Arbeits-Gefängnis längere Zeit mit verschiedenen anderen Plänen, um sich aus seiner Lage zu befreien; bald wollte er um Zurücklieferung an das Oberamtsgericht Ulm bitten, weil er noch einiges anzugeben hätte, bald wollte er sich selbst entleiben, bald sonst was thun. Am 18. oder 19. Februar 1838 faßte er aber den festen Entschluß, mit Ausführung seines verbrecherischen Vorhabens nicht mehr zu zögern; das Zuchthausleben war ihm ganz unerträglich geworden, Kost und Arbeit widerten ihn an und das Gerücht, es werde in Kurzem ein strengerer Aufseher kommen, hatte ihn noch mißmuthiger gemacht.

Zunächst war es ihm auf seinen Mitgefangenen Hasenmäule abgesehen; diesem wollte er mit einem Schlumpstock ‚eines über den Kopf hineinschlagen.' Indes stand er von diesem Vorhaben wieder ab. ‚Es gieng mir', so gab er in der Untersuchung an, ‚während Hasenmäule vor mir stand und ich den Schlumpstock schon in der Hand hielt, um den Streich nach ihm zu führen, ganz kalt auf. Ich bekam einen Schauder und legte den Schlumpstock wieder nieder. Hasenmäule hatte mich als alter Soldat gedauert, und er mochte mich wohl leiden. Es war eben die Stunde noch nicht gekommen, es war noch nicht Fügung, daß es hatte ausgeführt werden sollen.'

Wiederum klappte es nicht

Wenige Tage später wollte Stettner auf dem Rückwege vom Essen den Züchtling Owegezer, welcher nicht gut gehen konnte und deshalb gewöhnlich unter den Letzten sich befand, mit einer Schaufel, die in dem Gange angelehnt war, niederschlagen. Als er aber eben im Begriffe stand, nach der Schaufel zu greifen, hörte er den Aufseher hinter sich kommen; abermals sah er sich daher von der Ausführung seines verbrecherischen Vorhabens abgehalten.

Inmittelst hatte er in Erfahrung gebracht, daß man einen Arbeiter auf das Gefängnis Nr. 5 suche, woselbst Kistchen für Zündhölzchen gefertigt werden, und da er wußte, daß bei diesem Geschäfte verschiedene eiserne Instrumente in die Hände der Sträflinge kommen, so bat er um Versetzung dahin unter dem Vorwande, daß das Wollespinnen bei ihm nicht gut von Statten gehe, während er in Holzarbeiten besser bewandert sey. Bei seinem bisherigen äusserlich guten und ruhigen Betragen ward seinem Wunsche entsprochen und er am 9. März 1838 in das Gefängnis Nr. 5 versetzt.

In diesem Gefängnisse hatte Stettner mit

vier anderen Züchtlingen, namentlich auch mit dem ermordeten

Xaver Eierstock, Schmied von Einsingen, O. A. Ulm, 48 Jahre alt, Vater von 5 Kindern, wegen Brandstiftung zu sechsjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, welche am 9. April d. J. ihr ende erreicht hätte –

zu arbeiten. Die Werkzeuge, welche den Sträflingen zu der erwähnten Arbeit überlassen sind, bestehen in einem Schneidstuhle, einem Beile, Schneidemesser, Feile und Hammer. Gleich bei seinem Eintritte in das Gefängnis, als ihm dieser Handwerkzeug in die Augen fiel, dachte Stettner, da sey etwas zu machen; schon nach wenigen Tagen war ihm auch das neue Geschäft wieder entleidet und noch mißmuthiger als vorher, nahm er sich nun vor, sein Vorhaben, Einen todt zu schlagen, bald möglichst auszuführen.

Einer mußte es sein . . .

Einer mußte es seyn, sein Entschluß stand fest. Schon am Freitag den 9. März, als Eierstock mit zwei Anderen jener Züchtlinge in dem Religions-Unterricht sich befand, und der 26 Jahre alte Züchtling Schiffer, welcher ihm im Arbeiten Anweisung ertheilte, bei ihm allein zurückgeblieben war, sahe er diesem daraum an, ob er ihn nicht ermorden könnte. Allein Schiffer war ihm doch zu jung und zu stark, und weil er bezweifelte, ob er denselben würde bemeistern können, so ließ er die Ausführung unversucht; bei dem Eierstock, einem älteren abgelebten Manne, glaubte er sein Vorhaben leichter vollführen zu können. Mit diesem Gedanken beschäftigte er sich die zwei folgenden Tage und Nächte. Er hatte am Sonntag in der Kirche keine Andacht und auch der Religions-Unterricht war ihm zum Eckel. Zwar suchte er sich durch ein Erzählungen enthaltendes Buch zu zerstreuen; aber auf andere Gedanken kam er dadurch nicht; denn der Haß und der Groll gegen das Zuchthausleben waren, wie er sich ausdrückte, auf einen so hohen Grad gekommen, daß er sich zu einer solchen That entschließen mußte, um gerichtet zu werden. Er sann fast unausgesetzt darüber nach, wie die Sache auszuführen sey, und handelte im Wesentlichen gemäß dem Plane, welchen er sich gemacht hatte.

Am Montag Morgen (den 12. März 1838) achtete Stettner bei der gemeinschaftlichen Morgenandacht in dem Speisesaale weder auf den Gesang, noch auf das Gebet; seine Gedanken waren einzig und allein auf die Ausführung der That gerichtet. Ohne ein Wort zu sprechen, kehrte er nach genossener Morgensuppe auf sein Gefängnis zurück, und kaum hatten um 8 Uhr die drei anderen Züchtlinge, außer Eierstock, das Gefängnis verlassen, um sich in den Schulunterricht zu begeben, so ging er augenblicklich an das Werk.

Legte das Beil weg und . . .

Er hatte bis dahin Holz zu Blättchen gespalten; nun legte er aber das Beil weg, gab dem Schneidstuhl eine andere Richtung, damit Eierstock nicht sehen sollte, wenn er nach dem Beil greife, setzte sich sofort auf den Schneidstuhl und bat den Eierstock, er möchte ihm das Zuschneiden zeigen, es gehe noch nicht bei ihm, was er durch absichtliches Zerschneiden eines Blättchens bemerklich zu machen suchte.

Eierstock, welcher sich von seiner Hobelbank zu dem Ofen, wahrscheinlich um zu schüren, begeben hatte, setzte sich jedoch auf diese Anrede des Stettner nicht auf den Schneidstuhl, sondern erwiederte: ‚Du mußts eben lernen, du mußt 's selber machen, daß du 's begreifst, es pressiert ja nicht.‘

Nun stand Stettner auf, weil er glaubte Eierstock merke etwas, und traue ihm nicht recht. Er nahm hierauf das Beil in die rechte Hand, so rückwärts, daß es nicht bemerkt werden konnte, und lief damit, in dem er fortfuhr, von seinem Blättchen zu reden, gegen den Ofen zu, vor welchem Eierstock, ihm den Rücken zuwendend, stand, gerade im Begriffe, eine Schaufel voll Kohlen in das Feuer zu legen.

In diesem Augenblicke faßte der Verbrecher das Beil in beide Hände, ‚um mehr Força zu haben‘ und versetzte dem Eierstock mit der Haube des Beils einen Streich auf den Kopf. Er hatte auf den Wirbel gezielt, weil er diesen für die zur Tödtung geeignete Stelle hielt; allein Eierstock war ihm etwas zu groß, deßwegen traf er ihn ein wenig weiter unten.

Nochmals einige Streiche

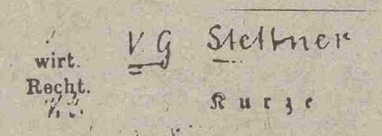
Auf diesen ersten Streich schrie der Unglückliche ‚Oh! Oh!‘ taumelte und stürzte rücklings auf den Boden, so daß sein Kopf auf den oberen Theil des Schneidstuhls zu liegen kam, und das Gesicht nicht ganz gegen den Angeschuldigten, sondern etwas seitwärts gekehrt war. Stettner drückte sofort dessen Füße, mit welchen er strampfte, zurück, und versetzte ihm noch ‚2 bis 5 Streiche‘ auf den Kopf, auf ‚das Hirn, wo es hingieng, damit er todt werde, Schlag auf Schlag, bis der Hirnschädel krachte, und er dann annahm, jetzt sey er hin.‘

Nach vollbrachter That warf Stettner das Beil hinweg, brach, wie er behauptete, die Spitze einer Feile ab, und verschluckte diese, damit er doch wenigstens im Arrest ein Opfer würde, falls man ihm nicht nach dem Bibelspruche

‚Wer Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergoßen werden,‘

sein Recht anthun wollte. Sofort schickte er sich an, seine Sachen zusammenzupacken, um zum Abführen in den Arrest gerüstet zu seyn, in welchen er dann auch nach der unmittelbar hierauf erfolgten Entdeckung der That gebracht wurde.

Der Verletzte, den der Arzt in einem ganz bewußtlosen Zustande traf, verschied um Ein Uhr desselben Tags.



Kurze

aktenmäßige Beschreibung

des — von

Matthias Stettner von Ulm

am 12. März 1838

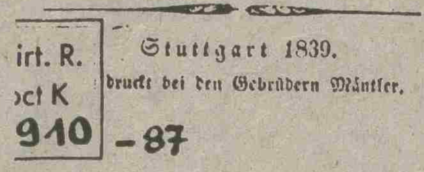
an dem

Schmiede Xaver Eierstock

von Einsingen

verübten Mordes.





Stuttgart 1839.

Gedruckt bei den Gebrüdern Mäntler.

DIE AKTENMÄSSIGE BESCHREIBUNG des Falles „Matthias Stettner von Ulm“.

Nach dem Erfunde in der Leichenschau war der Schädel des Entseelten auf eine furchtbare Weise zertrümmert, und die Substanz des Gehirns selbst verletzt. Die Gerichtsärzte erklärten daher diese – augenscheinlich mit einem stumpfen Instrumente beigebrachten – Verletzungen für die unbedingte und nothwendige Ursache des erfolgten Todes.

Als ‚alter Soldat‘ konnte er nicht anders

Bei der ohne Zeitverlust von dem Zuchthausverwalter eingeleiteten gerichtlichen Untersuchung bekannte Stettner, der schon außergerichtlich das Geständnis der Urheberschaft abgelegt hatte, die That mit allen bisher angeführten Nebenumständen, und hielt dieses Bekenntnis durch die ganze Untersuchung hindurch fest, indem er zugleich als Beweggrund seines Verbrechens in allen Verhören ansprach, daß er als alter Soldat, welcher die Feldzüge mitgemacht und so viele Strapatzen erduldet, nicht im Zuchthause sein Leben habe beschließen wollen. Reue zeigte Stettner auch über diese Mordthat nicht im Geringsten.

Als er nach der Verübung des Verbrechens auf die Wachstube gebracht worden war, frohlockte er im Gegentheil, indem er bemerkte: ‚so jetzt werde es doch reichen, und wenn es diesmal nicht reiche, so mache er so lange fort, bis es reiche.‘

Nach bereits geschlossener Untersuchung am 5. Mai 1838, machte der Inquisit zwar einen Versuch, mittelst eines Glassplitters sich eine Ader am rechten Arme zu öffnen. Nach den Umständen, mit welcher dieser Versuch verbunden war, konnte jedoch die Ernstlichkeit seiner Absicht, hierdurch seinem Leben ein Ende zu machen, nicht angenommen werden. Auch war sein Benehmen in dem nachgefolgten gütlichen Verhöre, aus welchem ein Lebens-Ueberdruß des Stettner überall nicht hervorleuchtete, durchaus nicht geeignet, eine solche Annahme zu rechtfertigen. Denn er ersuchte seinen Vertheidiger dringend, darauf anzutragen, daß die Untersuchungs-Akten Seiner Königlichen Majestät vorgelegt werden möchten, wenn das Erkenntnis ausgesprochen sey, indem er sich die Hoffnung machte, ‚daß Seine Majestät ihm, als einem alten Soldaten, den den rußischen Feldzug mitgemacht, Gnade erweisen und seine Strafe mildern würden.‘

Bei der rechtlichen Beurtheilung des Falls konnte weder darüber, daß der Züchtling Eierstock von fremder Hand, noch auch darüber, daß er von dem Inquisiten Stettner getödtet worden, irgend ein Zweifel obwalten. Als ebenso unzweifelhaft wurde es angesehen, daß von dem Verbrechen diese Tödtung mit Vorbedacht beschloßen und ausgeführt worden sey, daher sie als Mord zu bezeichnen war.

Kein gestörter Seelenzustand

Endlich wurde sowohl von dem Königl. Gerichtshofe zu Ellwangen, als von dem Königl. Obertribunal auf den Grund einer gerade in dieser Beziehung eingeleiteten weitläufigen Untersuchung einstimmig angenommen, daß der Inquisit den Mord in einem vollkommen zurechnungsfähigen Zustande verübt habe. In dieser Hinsicht kam besonders in Betracht, daß der Zustand, in welchem Stettner die früheren Verbrechen begangen, augenfällig ein ganz anderer gewesen war, als derjenige, in welchem er den Mord im Zuchthaus verübt hatte. Denn damals war der Inquisit mit sich und der Welt zerfallen und seine Gesundheit durch den unmäßigen Genuß des Branntweins im höchsten Grade geschwächt, eben damit aber auch seine Reizbarkeit überhaupt und sein Jähzorn aufs Höchste gesteigert. Eheliche Zerwürfnisse, gekränkter Hochmuth, Mangel und Muthlosigkeit hatten zu der hiedurch entstandenen Aufregung mitgewirkt; und so endete dieser moralisch und

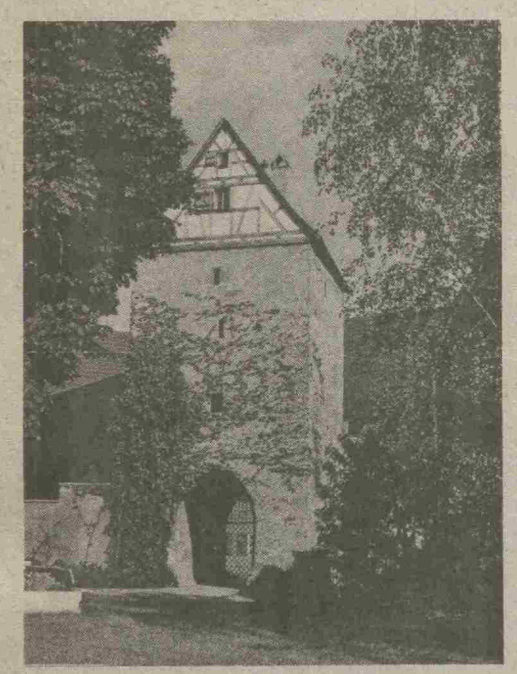
physisch gesunkene Zustand desselben mit der Tödtung seiner Ehefrau. Mit dem Augenblicke seiner Verhaftung in Ulm (am 25. Febr. 1836) dagegen hatte sein ungeregeltes Leben aufgehört, jede Störung seiner Gemüthsruhe von außen war von da an abgeschnitten und es war von besonderer Erheblichkeit, daß von diesem Augenblick an, also während eines Zeitraums von zwei Jahren, auch nicht Ein Zeuge einen gestörten Seelenzustand an dem Inquisiten oder auch nur etwas Auffallendes in seinem Benehmen wahrgenommen haben wollte.

Hiernach und in der weiteren Erwägung, daß das Gesetz zur Erkennung der ordentlichen Strafe weder einen bis in die kleinsten Beziehungen gesunden Körper, noch einen besonders ausgebildeten Verstand erfordert, daß es vielmehr genügt, wenn der Thäter die rechtswidrige Beschaffenheit seiner Handlung und deren Rückwirkung in ihren Folgen auf ihn selbst gekannt hat, ist Stettner sowohl von dem K. Gerichtshof d. J. von dem K. Obertribunal mit Stimmen-Einheit wegen verübten Mordes ‚zu der gesetzlichen Strafe der Enthauptung' verurtheilt worden.

Seine Königliche Majestät, Höchstwelchen von dem K. Justiz-Ministerium über dieses Verbrechen Vortrag erstattet wurde, haben Sich nicht bewogen gefunden, im Gnadenwege eine Milderung dieser Strafe eintreten zu lassen, daher sollen jetzt, nach gehaltenem peinlichen Gerichte und erfolgter Vorbereitung des Schuldigen zum Tode, an ihm vollzogen wird.

Das schauderhafte Ende

Möge die Geschichte und insbesondere das schauderhafte Ende dieses Verbrechers eines tiefen Eindrucks auf die versammelte Menge nicht verfehlen und ihr die Lehre recht einprägen, zu welcher Tiefe sittlicher Verworfenheit der Mensch hinab sinken kann, welcher taub gegen die warnende Stimme seines Gewissens und die Vorschriften der Religion seinen Leidenschaften und lasterhaften Gewohnheiten sich hingibt, bis er, von Verbrechen zu Verbrechen schreitend, die strafende Gerechtigkeit nöthigt, die menschliche Gesellschaft auf immer von ihm zu befreien."



VOR DEM JAHR 1812 war der Heubacher Blockturm, eines der ältesten Bauwerke der Stadt Heubach, höher, als er sich dem heutigen Betrachter darbietet. Über den ehemaligen Zustand und die teilweisen Abbrucharbeiten werden wir in einer der nächsten Ausgaben der „Gmünder Geschichtsblätter" berichten.



Wo ist das?

Zuschriften an den Gmünder Geschichtsverein, Augustinerstr. 3, 7070 Schwäbisch Gmünd;
Stichwort: Bilderrätsel Nr. 4 bis zum 10. Tage nach Erscheinen
Unter den richtigen Einsendungen wird der Gewinner(in) eines Buchgeschenkes unter Ausschluß des Rechtsweges ermittelt.
Gewinnerin des Rätsels Nr. 3 ist Frau Elisabeth Fischer, Über der Kleinen Schweiz 14, Schwäbisch Gmünd. Herzlichen Glückwunsch! Der Gewinn kann im Stadtarchiv abgeholt werden. Lösung zu Nr. 3: Alte Kirche in Straßdorf.

Essen wie die Reichsstädter

– Alte Rezepte neu entdeckt – (3)

B. Mangold / Stadtarchiv

1. Zu einer Selleri = (Zellerich-)Suppe werden etlich Selleriwurzeln rein gesäubert, in Stüklein geschnitten, und mit guter Fleischbrühe zugesezt. Wenn sie recht weich sind, treibt man sie mit guter Fleischbrühe durch, thut etwas Muscatnuß darein, läßt sie noch ein wenig kochen, und richtet sie mit 4 Eiergelb abgezogen über gebähte Schnitten an.

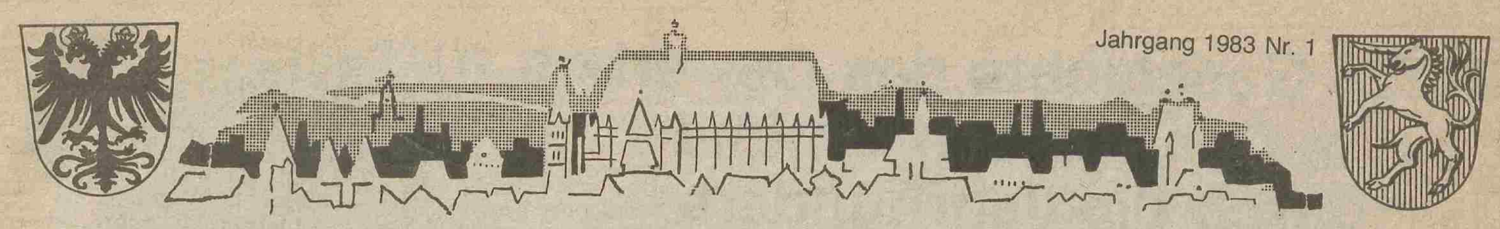
2. Karpfen in brauner Sauce. – Die Karpfen werden geschupt, und der Länge nachgespalten (in 2 gleiche Theile getheilt) auf eine breite Blatte gelegt, mit etwas Salz überstreut, ein Trinkglas Eßig und ein halber Schoppen Wein (1/8 l) darüber gegossen, ein Lorbeerblat, ein paar Rädlein Zitronen, etwas Pfeffer und Nägelein dazu gethan. Sobald diß alles beisammen ist, dekt man's zu, und läßt es ein paar Stunden stehen, und thut alsdann ein Stüklein Butter in ein breites Geschirr, röstet auf 3 Pfund Karpfen 2 Kochlöffel Mehl braun darin, dämpft ein Stüklein Spek und einen Zwibel, beides zuvor klein geschnitten, in dem braunen Mehl, löscht mit dem Eßig, welcher an dem Fisch ist, das Mehl ab, und schüttet einen Schöpflöffel gute Fleischbrühe daran. Wenn die Sauce gekocht ist, wird der Fisch mit dem übrigen so hinein gelegt, daß ein Stüklein am andern liegt, auf schwache Kohlen gesezt und langsam gekocht. Ist die Sauce nun im Sulz und in der Säure recht, so werden die Stüklein schön ganz angerichtet, und die Sauce darüber gegossen. Man darf ja nicht an dem Fisch rühren, sondern das Geschirr nur rütteln. Die Sauce muß kurz eingekocht seyn.

3. Zitronen Schaum. – Das von 2 Zitronen am Zucker abgeriebene thut man in einen mässigen Hafen (Messing-Topf), den Saft von den 2 Zitronen und einen Vierling (125 g) gestossenen Zuker dazu, schlägt 5 ganze und 5 gelbe Eier darein, rührt es mit einem neuen Kochlöffel stark, gießt einen Schoppen alten Wein (1/4 l) und ein Trinkglas Wasser daran, sezt den Hafen auf Kohlen, und rührt es stark, bis es anfangt heiß zu werden, nimmt dann den Kochlöffel heraus und den Chocolade-Spriegel (Querl) darin, und spriegelt immer. Es wird gleich ein Schaum aufsteigen, den man immer auf eine kleine Porzellan-Blatte abschöpft, bis nichts mehr im Hafen ist. Es kann kalt oder warm gegeben werden.

Gmünder Geschichtsverein

Der Gmünder Geschichtsverein veranstaltet in Zusammenarbeit der VHS am 4. September 1982 eine Stadtführung in Ellwangen als Halbtagesfahrt.
Führung: Dr. L. Mangold, Schwäbisch Gmünd, zu besichtigen sind Schönenberg, Schloß, Stiftskirche und ev. Kirche.
Abfahrt: 13.00 Uhr, Klösterleschule
Rückfahrt: 18.00 Uhr
Fahrpreis: 12 DM
Anmeldung: Stadtarchiv, Telefon (0 71 71) 6 03 41 42.

Redaktion der „Gmünder Geschichtsblätter": Dr. K. J. Herrmann. Manuskripte sind zu senden an: Dr. K. J. Herrmann, Gmünder Geschichtsverein, Augustinerstraße 3.



Jahrgang 1983 Nr. 1

GMÜNDER GESCHICHTSBLÄTTER

Herausgegeben von der GMÜNDER TAGESPOST in Zusammenarbeit mit dem GMÜNDER GESCHICHTSVEREIN

Falschmünzer

Der Fall des Franz Hefner aus Amorbach

von Dr. K. J. Herrmann, Stadtarchiv

An einem Samstag im April 1736 führte eine Schwäbisch Gmünder Zivilstreife in einem der reichsstädtischen Dörfer, in Schönhardt, eine Personalkontrolle durch. In den Fahndungsmaschen der reichsstädtischen Ordnungshüter blieb ein gewisses Individuum hängen, das nach Prüfung zwar einen offensichtlich gültigen Paß besaß, dessen Gepäck aber Grund zu Argwohn gab: Neben getrockneten Blütenblättern und Heiligenbildchen befanden sich im „Schappsack des Vagabundes" einige Nachschlüssel, minderwertiges, längst verrufenes französisches Münzgeld und – was die Sache für die hellhörigen Gendarmen um so verdächtiger machte – neben einer Bleikugel auch einige Streifen Blattgold. Sensibilisiert vor allem durch Fahndungsschreiben über sporadisch auftauchendes Falschgeld faßten die Bamten einen Verdacht. Der Mann, dessen Paß auf Franz Popp aus Mainz lautete, wurde arretiert und nach Gmünd in einen der Gefängnistürme verlegt. Die Anklage: Verdacht auf Falschmünzerei.

Das erste Verhör

Am 5. Mai 1736 trat unter dem Vorsitz des Oberstättmeisters Franz Joseph Wingert das Inquisitionsgericht mit den Beisitzern Unterstättmeister Johann Keyser und den beiden Ratskonsulenten Storr und Herzog im alten Rathaus zusammen, um das erste Verhör mit „dem allhier in dessen heyliger römischer Reichstatt Schwäbisch Gemünde puncot furti sacrilegii (= Kirchenraub) et falsificationis moneta (= Münzfälschung) in Verhaft sitzenden" Franz Popp durchzuführen. Die Anklage war sorgfältig vorbereitet worden, nicht zuletzt hatte man der Beschuldigung auf Falschmünzerei noch den Verdacht auf mehrere Diebstähle hinzufügen können. Was der Inquisit nicht wissen konnte, sein bei der Verhaftung angegebener Falschname konnte zwischenzeitlich von der Kriminalbehörde enttarnt werden. Nicht ein gewisser Franz Popp aus Mainz, sondern ein Franz Hefner aus Amorbach im Odenwald hatte man in Schönhardt gefaßt. Nicht zuletzt der Angeklagte selber, der in Gmünd und näherer Umgebung unter seinem richtigen Namen aufgetreten war, hatte den Verdacht genährt: eine Anfrage bei der Kellerei (= Verwaltung) in Amorbach bestätigte das Signalement: Franz Popp ist Franz Hefner. Alle diese Vorermittlungen verschwieg man aber vorerst dem Beschuldigten.

Zur Frage nach seiner Person blieb der Angeschuldigte auch bei seinen Anfangsäußerungen. Er heiße, so führte er vor Gericht aus, Franz Popp, sei 36 Jahre alt, ledig und aus Mainz gebürtig.

Man habe ihn in Schönhardt fälschlicherweise verhaftet, als er gerade unterwegs von Gmünd zum Schechinger Markt gewesen sei. Gewiß, so beteuerte Franz Popp alias Franz Hefner auf wiederholte Fragen, er sei ganz unschuldig. Das Gericht befaßte sich – die Frage nach den Personalien bewußt hintantstellend – dann mit dem Gepäck des Festgenommenen: schlechtes französisches Münzgeld, eine Bleikugel, vier Hackenschlüssel (= Nachschlüssel oder Dietriche) und besonders das Blattgold interessierten die Richter. Popp-Hefner versuchte sich herauszureden. Die Nachschlüssel habe er bei der Pfennigmühle in Schwäbisch Gmünd von einem Menschen, dessen Namen er nicht kenne, bekommen; als ehrliche Haut sei ihm die Sache gleich verdächtig vorgekommen und so habe er die Absicht gehabt, die Nachschlüssel der Beständerin der Pfennigmühle die sie gewiß verloren hätte, zurückzustellen. Allein seine Verhaftung habe ihn an der Ausführung dieser Absicht gehindert. Mit dem Blattgold, so gab er immerhin zu, habe er das schlechte französische Geld „aufpolieret", auch an Bauern diese übergoldeten Stücke – es wären nach seiner Erinnerung höchstens zwei oder drei gewesen – für 10 fl verkauft.

Es war klar, worauf die Verteidigungslinie des Angeklagten hinauslief. Nicht Falschmünzerei, sondern lediglich Bauerntöpelei, allenfalls leichter Betrug, könne ihm angelastet werden. In summa zu etwaigen Diebstählen befragt, leugnete er diese entschieden ab. Nach Verlesung seiner Antworten brachte man den Angeschuldigten vorest in seinen Kerker zurück.

(wird fortgesetzt)



ÄHNLICH AN HÄNDEN UND FÜSSEN gefesselt, wie auf dem hier abgebildeten Stich aus dem frühen 18. Jahrhundert, lag auch der Falschmünzer Franz Hefner aus Amorbach in einem der reichsstädtischen Gefängnistürme ein. Bild: A. Kosean-Mokrau ,,Räuberleben – Räubersterben", 1972, 106.

Kurze Geschichte des Gewerbes in Schwäbisch Gmünd durch die Jahrhunderte

Dr. K. J. Herrmann

„Vonn dem wasser Remß so durch diß thal fleüßt / wirt es genannt das Remßthal. Es liegt darinn die reichsstatt Gemünd ... Es ist zu unseren zeiten ein groß gewerb do vonn Cristallinen / ougstein und beinen pater noster / daraus jährlich etlich tausent gulden erlößt werden".

Was der Zeitgenosse Sebastian Münster im ausgehenden 16. Jahrhundert als die bedeutenden Handwerkszweige aufzählte, waren nur Teile eines hochentwickelten, arbeitsteiligen Kunstgewerbes. Die Reichsstadt, die ihre Bevölkerung im Mittelalter nicht allein von der Landwirtschaft ernähren konnte, war bereits relativ früh auf den Gewerbefleiß angewiesen. Das in Zünften streng organisierte Gewerbe erhielt die Marktaufsicht, später sogar die Aufsicht über das Gewerbe. Analog zur steigenden Bedeutung der Zünfte vollzog sich ein sozialer Umwandlungsprozeß. Je mehr sich das Stadtregiment in den Kämpfen des ausgehenden Mittelalters auf die ökonomischen Möglichkeiten seiner Bürger besinnen mußte, um so deutlicher fiel das Mitspracherecht der Zünfte aus. Das Endergebnis, die faktische Mitherrschaft, wurde erst im 16. Jahrhundert durch Karl V. aufgehoben und durch ein neues aristokratisches System ersetzt. Aber auch über diesen Zeitraum hinaus hat das Handwerk auf die wirtschaftliche, soziale und politische Entwicklung Gmünds einen nicht unerheblichen Einfluß behalten.

Wohl die größte Profession unter den Handwerkern bildeten die Gold- und Silberschmiede: 1372 wird der erste Goldschmied urkundlich erwähnt. Auftraggeber für die Pretiosen waren im Mittelalter vornehmlich kirchliche Institute, Klöster und Kirchen. Der Devotionalienhandel ging bis Wien, Augsburg, Nürnberg, Frankfurt und Ulm – umfaßte praktisch alle deutschen Messen. Die erste Zunftordnung der Gold- und Silberschmiede stammt von 1680, Bestimmungen über den Feingehalt der Waren sind von 1548, 1577, 1593/94, 1643 und 1545/59 bekannt. Gerade die Frage des Feingehaltes an Silber und Gold hat während der Jahrhundertwende mehr als einmal zu Spannungen geführt, vor allem auch mit dem reichen Augsburg.

Gmünd selbst durchbricht trotz hoher Strafen oft die Bestimmungen: Konkurrenzkampf und wahrscheinlich Überproduktion drängten zur verbilligten „Massenware". Der Rat zeigte sich nicht ganz schuldlos an dieser Entwicklung, da er durch fixe Verkaufstaxen die Schwankungen am Markt zu wenig berücksichtigte. Trotz konjunktureller Einbrüche entwickelte sich das Gold- und Silberhandwerk kontinuierlich weiter. Ein Visitationsprotokoll von 1695 führt 94 Werkstätten an – und das in einer Zeit, in der die traditionellen Absatzmärkte für kirchlichen Schmuck versiegt waren. Die Umorientierung auf den katholischen Süden – Bayern und Österreich – brachte neue Probleme mit sich. 1739 berichtet ein Zunftprotokoll von drohender Überfüllung der Zunft. Bereits zur Wende des Jahrhunderts hatte deshalb der Rat verfügt, „daß jeder Meister, so Ein Lähr Jungen die gebräuchlichen Vier Jahr außgelährnet, alß dann Zwey Jahren lang sollten still stehen, und under denselben Zwey Jahren nit Macht haben, Einen Anderen anzunehmen". Im 18. Jahrhundert mußten infolge der Krise nicht weniger als 110 Goldschmiede abwandern.

Die Beindreher oder Elfenbeinschnitzer, ein anderer Kunstgewerbezweig, erlebte von der Wende zum 16./17. Jahrhundert eine wirtschaftliche Blütezeit. Der 1645 in Schwäbisch Gmünd geborene Johann Michael Maucher dürfte einer der hervorra-



ROSENKRANZMACHER (Paternosterer) 1425. Aus: M. Wagner „Nürnberger Handwerker" 1978, 103.



WERKSTÄTTE EINES GOLDSCHMIEDES [...] samer von Fulda (1506–1554). – Rechts de[...] 255.

gendsten Elfenbeinschnitzer seiner Zeit gewesen sein. Neben den Augsteindrehern und Augsteinschneidern, die als Material den im schwäbischen Jura vorkommenden Gagat, eine stark bituminöse, polierfähige Braunkohle verarbeiteten, waren die Kristallarbeiter die wichtigsten Zuträger des Devotionaliengewerbes. Im Eidbuch des Jahres 1468 werden die „Cristaleinarbeiter“ das erste Mal schriftlich erwähnt; sie verfertigten vor allem Rosenkränze.

Noch ältere Tradition im Handwerk der Reichsstadt besaßen die Sensenschmiede. Schon 1383 in Gmünd belegt, entwickelten sich laut zeitgenössischer Quellen zum vornehmsten Handwerkszweig des ausgehenden Mittelalters. Ihre Produkte wurden wegen ausgezeichneter Qualität hoch geschätzt, oft kopiert und auf allen bekannten Märkten verkauft. Im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts verlieren alle diese Gewerbezweige lagsam an Gewicht, allein das Gold- und Silberhandwerk behielt seine überregionale Bedeutung. Die wirtschaftlichen Depressionen der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts zeitigte katastrophale Auswirkungen auf das seit dem 14. Jahrhundert bestehende Edelstahlgewerbe. Die in kleinen Handwerksbetrieben im Verlagssystem organisierten Edelmetallhandwerker sind nicht länger dem Preisdruck anderer Schmuckindustrien, wie etwa in Pforzheim, gewachsen. Ein eigentlicher „Industriallisierungsprozeß“ des Gewerbes hat in Gmünd bis ins 20. Jahrhundert nicht stattgefunden, Klein- und Mittelbetriebe blieben vorherrschend.

Die 1861 eröffnete Remstaleisenbahn ermöglichte neue wirtschaftliche Aspekte, löste neue Initiativen aus: Bereits in den sogenannten Gründerjahren des Deutschen Reiches konnte Gmünd sich rühmen, den ersten Platz in der Silberwarenverarbeitung einzunehmen.

Nach dem Ersten Weltkrieg wird die Krisenanfälligkeit der schmuckwarenverarbeitenden Industrie mehr als augenfällig. Die Folge der sich in den zwanziger Jahren ablösenden Depression und Inflation trifft diesen Branchenzweig besonders hart. Facharbeiter müssen entlassen werden, wandern ab. Die deutsche Reichsregierung erklärt 1934 im Zuge des Arbeitsbeschaffungsprogrammes Gmünd und seine nähere Umgebung zum Notstandsgebiet. Durch Ansiedlung von Werken der eisenverarbeitenden Industrie versucht man, das Spektrum der Arbeitsplätze zu erweitern, der Krisenanfälligkeit einer weitgehenden Monoindustrie zu begegnen.

Das von Bomben verschonte Gmünd wird nach dem Zweiten Weltkrieg Heimat für viele aus dem Sudetenland, Ungarn und Schlesien vertriebenen Deutschen. Neben dem nun wieder aufblühenden Schmuckgewerbe entstehen neue Betriebe der Metallwaren-, Brillen-, Bekleidungs- und Holzindustrie.

Redaktion der „Gmünder Geschichtsblätter“: Dr. K. J. Herrmann. Manuskripte sind zu senden an: Dr. K. J. Herrmann, Gmünder Geschichtsverein, Augustinerstraße 3.



EDES50. Nach einem Holzschnitt des Hans Bro-
s der zofen. Bild: M. P. Maaß „Halsgericht“, 1876,



Wo ist das?

Zuschriften an den Gmünder Geschichtsverein, Augustinerstr. 3, 7070 Schwäbisch Gmünd; Stichwort: Bilderrätsel Nr. 7, bis zum zehnten Tag nach Erscheinen. Unter den richtigen Einsendungen wir der (die) Gewinner(in) eines Buchgeschenkes unter Ausschluß des Rechtsweges ermittelt. Gewinnerin des Rätsels Nr. 6 ist Frau Thea Körger-Stalitza, Eifelweg 3. – Herzlichen Glückwunsch! Der Gewinn kann im Stadtarchiv abgeholt werden. – Lösung Nr. 6: Stadtmauer Honiggasse.

Essen wie die Reichsstädter

Wildgerichte und Geflügel / Von B. Mangold

Fasanen zu braten

Der Fasan wird auch nur bis an den Kopf gerupft, ausgenommen und sauber ausgewaschen, mit Pfeffer, Nägelein und Salz eingerieben, in den Leib ein Zitronen-Rädlein und ein Lorbeerblat gethan, der Fasan aufgezwekt, der Kopf mit einem trokenen Papier umwickelt, die Brust mit Spekscheiben belegt, ein Bogen Papier mit Butter bestrichen, mit Salz, Pfeffer und Nägelein überstreut, der Fasan bis auf den Kopf damit umbunden, und an einem Spiß langsam gebraten. Sobald er fertig ist, nimmt man das Papier ab, läßt den Spek auf der Brust liegen, stekt in den Schnabel ein Stüklein Zitronen, ziert die Blatte mit Laubwerk, und stellt ganze Zitronen dazu auf.

Hirschschale zu dämpfen

Diße wird stark geklopft, gehäutelt, mit Salz, Pfeffer und einigen verknirschten Wacholderbeeren eingerieben, dann einige Tage in Eßig gelegt. Wenn sie gebraucht werden soll, legt man in ein tiefes Geschirr 2 handgroße Spekscheiben nebst einer Handvoll grob geschnittene Zwibel, das Hirschfleisch darauf, auf dißes wieder soviel Zwibel, ein Stück Brodrinde, eine halbe verschnittene Zitrone, eine Lorbeerblat, etliche ganze Nägelein und Pfeffer, oder statt des Gewürzes ein wenig von allen Sorten Kräuter dazu, gießt eine halben Schoppen Essig, 2 Schöpflöffel Fleischbrühe oder Wasser daran, dekt es dann fest zu, und läßt es langsam fortkochen, bis das Fleisch mürb und die Sauce kurz eingekocht ist. Alsdann wird das Fleisch herausgenommen, die Sauce durchgepreßt, die Fette davon abgeschöpft und wieder an das Fleisch nebst einem Eßlöffel voll Kappern und einem halben Schoppen sauren Rahm gethan. Wenn die Schale noch eine Zeitlang gekocht hat, wird sie angerichtet.

ABBILDUNG EINER „REICHSSTÄDTISCHEN KÖCHIN" aus Nürnberg im Jahre 1663. Aus: M. Wagner „Nürnberger Handwerker" 1978, 169.

Gefüllte Gans

Wenn die Gans wie gewöhnlich rein gebuzt und ausgenommen ist, wird ein Kreuzerwek im Wasser eingeweicht, die Leber von der Gans zu kleinen Brökelein geschnitten, die Fette von der Gans oder ein Stüklein Spek zu der Leber genommen, diß und der ausgedrukte Wek nebst kleingeschnittenem Petersilien, einem fein geschnittenen Zwibel, Pfeffer, Salz, ein wenig Nägelein, etwas geriebenen Thymian in eine Schüssel getahn, und mit 3 bis 4 Eiern angerührt. Hat man Kastanien, so wird ein Pfund dazu genommen, geröstet, sauber gebuzt, und an die Fülle gerührt, dann die Gans damit gefüllt, zugenäht und am Spiß langsam gebraten. Kann man aber keine Kastanien haben, so wird das Fleischigte vom Magen klein geschnitten, und zur Fülle, welche dadurch habhafter wird, genommen.

Auf diße Art können auch Enten gefüllt werden.

Torte von Kartoffeln oder Grundbirnen

Die Grund- oder Erdbirnen werden roh geschält, und weich gesotten, doch so, daß sie nicht zerfallen. Hierauf läßt man sie kalt werden, reibt sie auf dem Riebeisen, nimmt zu 3 Vierling (1 Vierling = 125 g) geriebenen Grundbirnen ein halbes Pfund gesiebten Zuker, rührt diß in einem Hafen mit 7 ganzen und 7 gelben Eiern eine Stunde, reibt eine Zitrone auf dem Riebeisen ab, thut es nebst dem Saft aber nicht eher als kurz vor dem Einfüllen an die Masse, füllt sie in einen blechernen mit Butter bestrichenen und mit Semmelmehl gestreuten Model, und bringt sie gleich in den Backofen.

Bei den Grundbirnen-Torten muß hauptsächlich angemerkt werden, daß sie in keinen kupfernen Model eingefüllt werden dürfen, sonst bleiben sie sizen.

Kuchen von frischen Bratwürsten

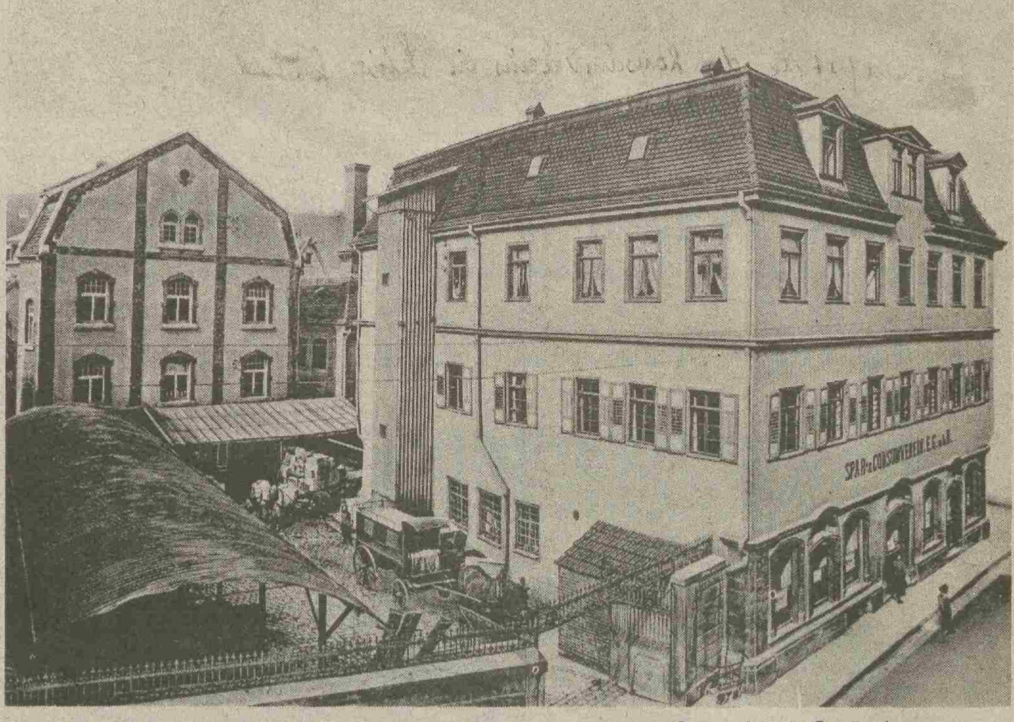
Zu einem mittleren Kuchen rührt man einen Vierling Butter leicht, schlägt 2 ganze Eier und von 2 anderen das Gelbe darein, nimmt ein halbes Pfund fein Mehl, 2 grosse Eßlöffel voll Bierhefen, 6 Löffel warme Milch, das benöthigte Salz und etwas Muscatnus dazu. Wenn der Taig wohl geklopft ist, läßt man ihn gehen, bratet 3 Bratwürste auf dem Rost, läßt sie ein wenig erkalten, bestreicht ein Kuchenblech mit Butter, streut es mit Mutschelmehl, breitet die Hälfte des gegangenen Taigs darinn aus, schneidet die Bratwürste zu diken Rädlein, legt sie auf dem Kuchen dicht zusammen, den übrigen Taig darüber, schlägt den unteren Theil mit dem Messer aufwärts, läßt den Taig noch einmal gehen, stupft ihn ein wenig, und bakt ihn in frischer Hize. Dieser Kuchen kan zu Gemüssern als: Braunkohl, grünen oder eingemachten Bohnen, auch zu Sommerkohl oder Weißkraut gegeben werden.

Zu einem Spekkuchen (Zwiebelkuchen)

schält man 6 bis 8 Zwibel, schneidet sie klein, dämpft sie in einem Vierling Butter weich, läßt sie kalt werden, rührt dann ein wenig Kümmel und Salz, 2 bis 3 Eier und ein Glas sauren oder süssen Rahm mit den geschnittenen Zwibeln untereinander, verfertigt einen ausgewällten Kuchen, breitet die Zwibelmase darauf aus, schneidet einen halben Vierling Spek zu kleinen Brökelein, streut solche oben darüber, stupft den Kuchen stark, daß er keine Blattern bekommt, und bakt ihn.

400 Zentner), warben immer mehr Lieferanten und planten schließlich den Kauf eines Ladenlokals. Dies geschah 1877. Am 15. Mai konnte der erste Laden des Konsumvereins eröffnet werden. Er war im Hause der Witwe Palmer im Gaugelgäßchen. Sie übernahm selbst die Leitung des Ladens gegen 1¾% der Bruttoeinnahmen.

Daß der Konsumverein jedoch keine reine Arbeiterorganisation war, sondern alle Schichten der Bevölkerung ansprach, zeigt allein die Tatsache, daß der Oberamtstierarzt Ostertag über lange Jahre den Vorsitz des Vereins innehatte, ab 1879 der Fabrikant C. Schleicher der zweiter Vorstand war und auch der Polizeikommissär Diebold ein führendes Mitglied war, und dies zu einer Zeit, als die Arbeitervereine von staatlicher Seite eher verfolgt als unterstützt wurden (Sozialistengesetze 1878–1890). So hat also der Gmünder Konsumverein nur wenig zur Hebung des Selbstverständnisses der Arbeiter getan, zum Nutzen der gesellschaftlich schlechter Gestellten war er aber allemal. Der Konsumverein wurde zu einem bestimmenden Faktor in der Gmünder Geschäftswelt, weil er preisregulierend wirken und somit Kartellbildungen verhindern konnte. Die Polemik des gewerblichen Einzelhandels und die Versuche, den Konsumverein zu boykottieren, waren überaus heftig. Den Einzelhändlern kam schließlich 1891 das neue Genossenschaftsgesetz entgegen, das den Verkauf nur noch an Mitglieder erlaubte. Der Effekt war allerdings, daß immer mehr Gmünder dem Konsumverein beitraten, 1906 waren es 3130 Mitglieder bei ca. 20 000 Einwohnern in Gmünd. Vor allem die Genossenschaft der Metzger bot dem Verein die heftigste Konkurrenz. Ständig wurden Metzger, die den Konsumverein belieferten, mit Sanktionen belegt; so mußten sie immense Gebühren im Schlachthaus bezahlen.



DAS EINSTIGE GEBÄUDE des Spar- und Konsumvereins in Schwäbisch Gmünd.

Um der Einflußnahme der Konkurrenz zu entgehen, begann der Konsumverein selbst zu produzieren: 1881 wurde das Seiboldsche Anwesen in der Bocksgasse gekauft und zur Bäckerei umgebaut – zuerst nur mit einem, bald sogar mit zwei modernen Dampfbacköfen.

Mit dem Ende des 19. Jahrhunderts begann der Konsumverein immer mehr zu expandieren. Die ökonomischen Voraussetzungen dazu waren vorhanden: immerhin wurde zwischen 1877 und 1895 ein Umsatz von rund 6 Millionen Mark verzeichnet, „wobei über eine Million Mark Dividende ausgeschüttet werden konnten, also Gelder, die von den bedürftigen Kreisen, von den Angehörigen der Arbeiterklasse und des Mittelstandes gespart wurden ... " (6) 1896 wurde in der Sebaldstraße eine zweite Verkaufsstelle eröffnet und ein Weinkeller erbaut. Die Weine wurden direkt im württembergischen Unterland, in Baden und in Tirol vom Vorstand persönlich eingekauft. 1900 folgte eine dritte Verkaufsstelle in der Schmiedgasse, die Einrichtung einer Kafferösterei mit Motorbetrieb, die Beschaffung einer Teigteilmaschine und die Einrichtung einer Flaschenschwenkerei. 1903 wurde eine Verkaufsstelle für Zigarren, Zigaretten und Tabake eröffnet und 1909 sogar ein Fabrikationsgeschäft von Sodawasser und Limonaden, das einen guten Umsatz erzielte, was angeblich „auf die allgemein anerkannte Güte und Bekömmlichkeit der Getränke" zurückzuführen war. (7) 1910 hatte der Verein schließlich ein Verwaltungsgebäude mit Zentrallager in der Bocksgasse und außer den oben erwähnten Betrieben fünf weitere Verkaufsstellen: Bocksgasse 2, Waldstetter Gasse 13, Schmiedgasse 25, Rinderbachergasse 52 und Ledergasse 65.

1877 hatte der Konsumverein 164 Mitglieder, 1910 waren es 3759. Der Umsatz steigerte sich von 51 766 Mark 1877 auf 1 450 402 Mark 1910. Insgesamt wurden 2 Millionen Mark an Dividenden an die Mitglieder zurückbezahlt.

Der Chronist des Gmünder Konsumvereins schreibt 1910 in einer Festschrift: „Die Konsumgenossenschaften sind die Gegenfüßler der Ringe und Kartelle. Diese selbst stellen den notwendig aus dem wirtschaftlichen Konkurrenzkampf wachsenden Monopolismus dar, der wiederum sowohl Konsumtion als auch Produktion, als ausschließlich Maßgebender im Wirtschaftsleben, an sich zu ziehen trachtet. Und dieser Monopolismus ist eine Erscheinung die der Kapitalismus heraufführte ... " (8) Zu bedenken bleibt, ob die Konsumgenossenschaften in den späteren Jahren diese hehren Ziele nicht aus den Augen verloren.

Quellenangaben: (1) Kucher, Wilhelm: Die Wirtschaftsentwicklung der Stadt Schwäbisch Gmünd vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Masch. Diss, Nürnberg 1947, S. 58. – (2) Remszeitung Nr. 201 vom 15. 10. 1869, Brief von Dr. Hirsch „An den Ausschuß des Ortsverein der Gold- und Silberarbeiter zu Gmünd". – (3) Remszeitung Nr. 261 vom 23. 8. 1871. – (4) Festschrift: 40 Jahre Spar- und Consum-Verein Gmünd in Wort und Bild, S. 10. – (5) ebenda, S. 11. – (6) ebenda, S. 21. – (7) ebenda, S. 32. – (8) ebenda, S. 2.

Falschmünzer:

Der Fall des Franz Hefner aus Amorbach (II)

Von Dr. K. J. Herrmann, Stadtarchiv

Die Vorgeschichte ...

Im April 1736 hatte eine Zivilstreife der reichsstädtischen Gmünder Polizei in Schönhardt einen Mann gefaßt, der einen gefälschten Paß auf den Namen Frnaz Popp aus Mainz bei sich führte und außerdem Gerätschaften, die den Verdacht nährten, es handle sich hier um einen gewerbsmäßigen Falschmünzer. In einen der Gmünder Gefängnistürme verbracht und in einem ersten Verhör am 5. Mai 1736 beharrte der Mann auf seinem Falschnamen und gab lediglich zu, mit Blattgold schlechtes französisches Geld „aufpolieret" und damit die Bauern am dem Lande „düpieret" zu haben. Entschieden stritt er gewerbsmäßige Falschmünzerei und die Verbreitung von Falschmünzen sowie mehrere ihm zur Last gelegte schwere Diebstähle ab.

Die reichsstädtische Kriminalbehörde ermittelt

Inzwischen war die reichsstädtische Gmünder Kriminalbehörde nicht untätig geblieben: Der gewisse Popp aus Mainz hielt sich den nauch schon 16 Jahre in der näheren Umgebung auf und hatte dort stets als seinen Namen Franz Hefner aus Amorbach im Odenwald angegeben. Eine Anfrage des Gmünder Magistrats an die Kellerei (= Verwaltung) in Amorbach bestätigte nicht nur die Personengleichheit, sondern auch, daß der Mann wegen Diebstählen einschlägig vorbestraft war. Weitere Anfragen bei der Verwaltung im nahegelegenen Buchen verhärteten den Verdacht auf gewerbliche Falschmünzerei. Dort war er schon einmal in einen Prozeß verwickelt gewesen, der demselben Delikt galt. Wie aus den Ausführungen beider Herrschaften an den Gmünder Magistrat unschwer zu entnehmen ist, war dieser Franz Hefner ein gewerbsmäßiger Dieb, der nach ersten – noch vertuschten – Diebstählen immer weiter sozial nach unten sank, Soldatendienste in Venedig annahm, desertierte und schließlich als Gelegenheitszuhälter, Gelegenheitsfalschmünzer und Dieb im Bandenrudel sein mehr als kümmerliches Leben um Gmünd herum fristete. Besonders der organisierte Bandendiebstahl – in wechselnden Banden – interessierte die

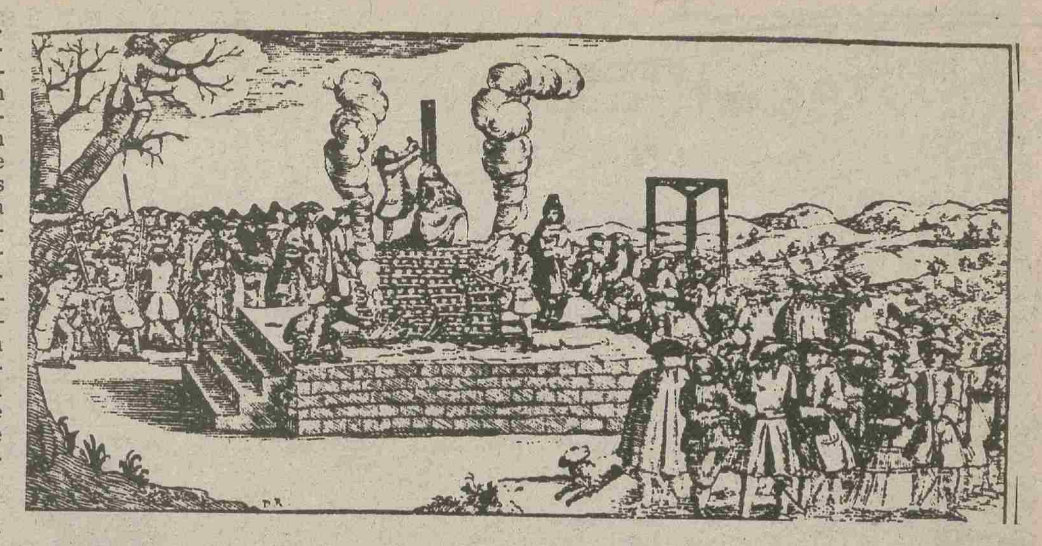
verfolgende Kriminalbehörde aus Gmünd. Steckbriefe und Anfragen nach seinen Vergehen brachten Erfolg in Amorbach, Donzdorf, Buchen, Eberstadt, Ellwangen, bei den Herren von Holtz, in Wäschenbeuren, Weißenstein, Neckarsulm und Rottenburg am Neckar. Dabei schälte sich die kriminelle Steigerungsenergie des Franz Hefners deutlich heraus. Als Jugendlicher mit etwa 20 Jahren bestahl er Verwandte in Amorbach, Taten, die sein Vater ausbügelte, indem er den Schaden noch aus eigener Tasche beglich. Eine Art Besserungshaft – Schanzarbeiten an der Mainzer Festung – entzog sich der junge Mann, indem er sich freiwillig zum Militär meldete. Von dort desertiert, schloß er sich wechselweise in Schwaben verschiedenen Banden an, die durch zunächst noch lächerliche Diebstähle für ihren Lebensunterhalt sorgten: Mal stibiezte man in Wäschenbeuren ein schlachtreifes Schwein für 20 Gulden, mal in Kleindeinbach ein kleines Rind, oftmals waren es, wie in Schnittlingen, nur die lächerliche Anzahl von 15 Bratwürsten und etwas Rauchfleisch oder, wie in Süßen, zwei Gänse. Bald verlegte sich Franz Hefner auf die Falschspielerei mit Falschgeld in Bauernwirtschaften, beteiligte sich auch dann und wann an schweren Überfällen wie auf ein Pfarrhaus im Oberschwäbischen, wobei der Küster verletzt und der Gesamtschaden immerhin 500 Gulden betrug. Mit mehreren „landstörzerischen" (Unseßhaften) Frauen baldowerte er Gelegenheitsobjekte für Diebstahl und Raub aus. Soweit der Wissensstand der Gmünder Kriminalbehörde, als man den Angeklagten Popp alias Hefner am 25. Mai 1736 zu einer erneuten Befragung vor das Stadtgericht vorführte.

Wohl durch die etwas große Zeit zwischen erstem und zweitem Verhör in seinem Gmünder Gefängnisturm mürbe gemacht, gab Franz Hefner seine wahre Identität zu, bestritt aber energisch, an Diebstählen, organisiertem Bandentum oder Falschmünzerei beteiligt gewesen zu sein. Der befragende Magistrat beließ es im wesentlichen bei der Aufklärung seiner wahren Identität, wartete man doch noch teilweise ausstehende Akten verschiedener angeschriebener Herrschaften ab.

Der Ausbruchsversuch

In der Nacht zum 1. Juni 1736 geschicht etwas Merkwürdiges: Der Angeklagte, obwohl mit zwei schweren Ketten in seinem Verlies angefesselt, kann sich befreien, die Mauern seines Turmes durchbrechen und sich mit einem geflochtenen Strick abseilen. Der Ausbruchsversuch wird rechtzeitig entdeckt oder verraten. In dem Fluchtgepäck findet die Kriminalbehörde zwei Messer, eine Feile und ein Kassiber mit einem merkwürdigen Inhalt. „Wan", so ist da von einer sauberen Handschrift zu lesen, „ich ein guthen Freund auf der Weldt hett gesucht, so hett ich (ihn) in Gmündt . . . ich bitt um Gotes Willen, hilf mir auß der Noth . . . es ist ia vor dich selber besser, daß ich vort kome . . . du hast auch keine Gefahr, daß ich mich hierum werdt aufhalten . . . laß mir den D. Michel oder Sohn helfen". Der Brief,

FRANZ HEFNER markierte mit diesen Zeichen für seine Mitkumpane wohl lohnende Raubobjekte.



ERDROSSELUNG oder Strangulation bei bereits brennendem Scheiterhaufen. (Aus „Strafjustiz in alter Zeit", Band III der Schriftenreihe des mittelalterlichen Kriminalmuseums Rothenburg o. d. Tauber 1980).

der keine Unterschrift trägt, soll – so nimmt die Strafbehörde an – vom Angeklagten selber stammen. In einem Verhör im Verlies am 2. Juli bestreitet das aber Hefner entschieden. Den Brief habe er, wie die Ausbruchswerkzeuge, in Lumpen gewickelt in seinem Gefängnis vorgefunden. Ein vorbereiteter Ausbruchsversuch von seiten seiner ehemaligen Genossen, zum Scheitern verurteilt, um ihn nun als alleinigen Sündenbock darstehen zu lassen? Wir wissen es nicht. Enerviert von seinem mißlungenen Ausbruchsversuch gibt Hefner nun unter eindringlichen Fragen seine Jugenddiebstähle in Amorbach zu, auch einen noch nicht bekannten schweren Raub an einem Gastwirt. Eine Verstrickung in die Geldfälscheraffäre in Buchen, in der der Hauptbeschuldigte hingerichtet, er aber seinerzeit der Komplizenschaft verdächtigt worden war, verneint er weiterhin nachdrücklich.

Als die Behörde ihm nachweisen kann, daß er an verschiedenen Gasthäusern und Bauerngehöften seltsame Zeichen in der Gaunersprache angebracht habe, bestreitet er dies zwar nicht, leugnet aber Diebstähle in diesem Zusammenhang. Noch ein weiterer, gewalttätiger Wesenszug des Angeklagten kommt zur Sprache: Einer drohenden Verhaftung auf Ellwangischem Gebiet entzog er sich nur, indem er blindwütig auf die Verfolger mit einer Pistole schoß. Zum Glück wurde niemand verletzt.

Die Schlußgeständnisse

Unter dem Vorbehalt erdrückender Zeugenbeweise gibt der Angeklagte nach und nach seine Ausflüchte auf. Im Vernehmungsprotokoll vom 27. Juni gibt er zu, verschiedene Münzsorten „verfälscht" aber nur in geringem Umfang in Umlauf gebracht zu haben. Der Magistrat greift nun zu einem letzten Mittel – von dem damaligen Gesetzbuch der „Peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl V. von 1532" vorgeschrieben und legitimiert –, der Tortur, um den letzten Widerstand zu brechen. „All die weylen", so vermerkt etwas sauertöpfisch der Gerichtsschreiber im Protokoll, „nun der Inquisit (= der Angeklagte) kheines Wegs die Wahrheith ahn tag zu geben begehrtet, ahno solle der Scharpfrichter ihne angreiffen, ad locum torturae (= Folterungslokal) führen und dann immer 1/4tel Stundt ihme dreißig Ruthen Streich gegeben werden . . . nachdeme Inquisit ad locum torturae geführt und würklich durch den Scharpfrichter entblößt, gesteht er". Die grausame Androhung der Prügelstrafe brachte den Durchbruch. Mehr gezwungen als freiwillig gibt er 17 Diebstähle in der näheren Umgebung von Gmünd, im Oberschwäbischen, in der Haller Gegend und um Heilbronn zu, ebenso das schwere Delikt der Falschmünzerei und Verbreitung mehrerer Münzsorten. Ein abschließendes Verhör am 16. August 1736 bestätigte nur noch das, was der Gmünder Magistrat durch Akteneinsicht und Fahndungen bereits wußte.

„. . . Und anteren zum abscheylichen Exempel

Die Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karl V. von 1532 schrieb über das schwerste, dem Angeklagten zur Last gelegtes Delikt, die Münzfälscherei, in § 111 zwingend vor, es sei „mit dem Fewer vom Leben zum Todt" zu büßen; das Urteil „schuldig" über Franz Hefner sandte man aus formaljuristischen Überlegungen mit den gesamten Akten zur Bestätigung an die juristische Fakultät in Würzburg. Bereits am 29. September 1736 ging von dort der Hinrichtungsvorschalg ein, der Angeklagte solle „. . . auff einen Scheider Hauffen gesetzet, an einen dicken Pfahl gebunden undt mit einem umb des Inquisiti (= Angeklagter) Hals gestrickten, durch den durchbohrten Pfahl an beyden Enden geschobenen wie auch vermittels eines starcken Zwergkholtz vest und geschwind zugezogen und umbstrehten Strangs oder Stricks zur wohlverdienten Straff seiner vielfältigen Verbrechen . . . strangulirt oder ertrosselt, der Scheiderhauffen aber erst wehrend der Strangulation angezündet und soforth nach geschehener Ertrosslung der entseelte Cörper durch das Fewer zu Aschen verbrennen werden solle . . .". So grausam wollte man in Schwäbisch Gmünd letztendlich mit dem Angeklagten nicht umgehen: Bevor er den Scheiterhaufen betrat, brachte ihn der Scharfrichter mit einem Schwertstreich zu Tode „wegen 17 von ihme begangenen Diebstählen, 2 Kirchenräuben und Opferstockerbrechungen, so dann zerschiedener von ihme gegossener und ausgegebener Müntzen dem Publico zu Satisfaktion (= Genugtuung) und anteren zum abscheylichen Exempel".

Akten: Best. XV (= Kriminalia) Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd

Redaktion der „Gmünder Geschichtsblätter": Dr. K. J. Herrmann. Manuskripte sind zu senden an: Dr. K. J. Herrmann, Gmünder Geschichtsverein, Augustinerstraße 3.

Jesuskindes deutet auf die unbefleckte Empfängnis hin. Laut Dr. Hermann Kissling (Kunst im Städtischen Museum) geht der Bildtypus der Maria vom Siege auf die Seeschlacht von Lepanto (1571) zurück, wobei einem mitgeführten Marienbild der Sieg über die „Ungläubigen" zugeschrieben wurde.

Die Gmünder Metzger genossen ein besonderes Ehrenrecht durch ihren Umritt zu Fastnacht und das Ziehen des Palmesels zu Ostern. Dieser Vorzug der Metzger von den übrigen Zünften beruhte auf der Geschichte, daß die Metzger 1546 den von den Schmalkaldern geraubten Palmesel bei Gotteszell dem Feind wieder abgejagt hatten. Somit hatten die katholischen Metzger einen Sieg über die protestantischen Schmalkalder errungen. Dieser Sieg kommt noch in der Maria vom Siege auf der Zunftfahne von 1844 zum Ausdruck. Leider wissen wir nicht, ob diese Zunftfahne früher einmal im Inneren des Heiligkreuz-Münsters gehangen hat. Die Zünfte wurden wahrscheinlich gegen Ende der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts aufgehoben. Auf welchen Wegen diese Zunftfahne der Metzger schließlich in das heutige Stadtarchiv gelangte, bleibt wohl vorerst im dunklen verborgen.

Heimatliteratur 1984

von Archivoberrat Dr. K. J. Herrmann

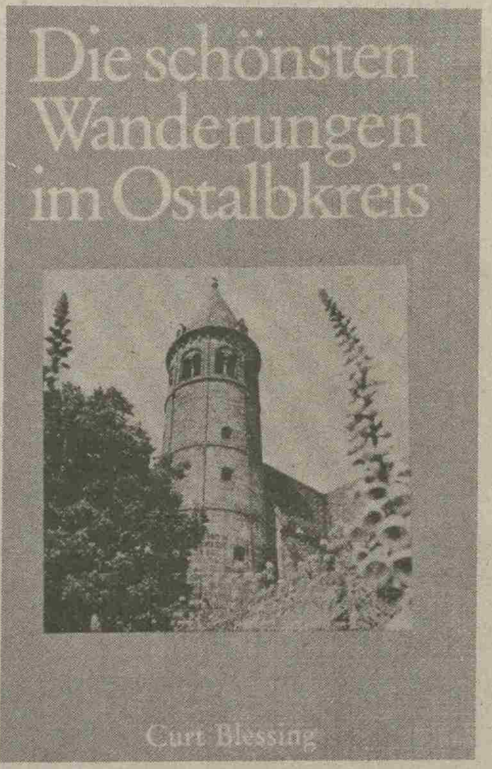
Mustert man im Rückblick auf das Jahr 1983 die erschienene Heimatliteratur, so sticht in erster Linie vorab die Quantität ins Auge. Selten ist in den vergangenen Jahren so viel über Kunst – und allgemeine Geschichte in Gmünd geschrieben und dann auch noch publiziert worden. Der seit einiger Zeit beschriebene und herbeigewünschte Sinn für mehr Geschichte, scheint jetzt endlich zu greifen. Einer der Vorreiter dieser Renaissance der Heimatgeschichtsforschung, Studienprofessor **Hans-Wolfgang Bächle,** – zugleich Herausgeber und Redaktor der Heimatbeilage der Rems-Zeitung –, hat Ende des vergangenen Jahres seine offenbar in vielen Jahren gewonnenen Forschungsergebnisse publiziert: **„Kultur und Geschichte im Gmünder Raum"** heißt das 336 Seiten umfassende Buch, das bei der Rems-Druckerei erschienen ist und 27 DM kostet. Das Buch, das im übrigen reich bebildert und mit gut verständlichen Zeichnungen versehen ist, gliedert sich in sechs große Hauptkapitel. Nach einer kurzen aber genügenden „Geschichtlichen Einführung" untersucht Bächle die „Auswirkungen auf die Kunstlandschaft" (II, 21–52), vom Burgenbau der Stauferzeit über Gotik und Barock bis hin zu neuzeitlichen Entwicklungstendenzen. Dabei liegt der Schwerpunkt seiner Untersuchungen folgerichtig auf der Entwicklung in der Reichsstadt und ihrem früheren Territorium, aber auch anliegende Gebiete wie Rechberg, die Frickenhofer Höhe oder das

HANS-WOLFGANG BÄCHLE

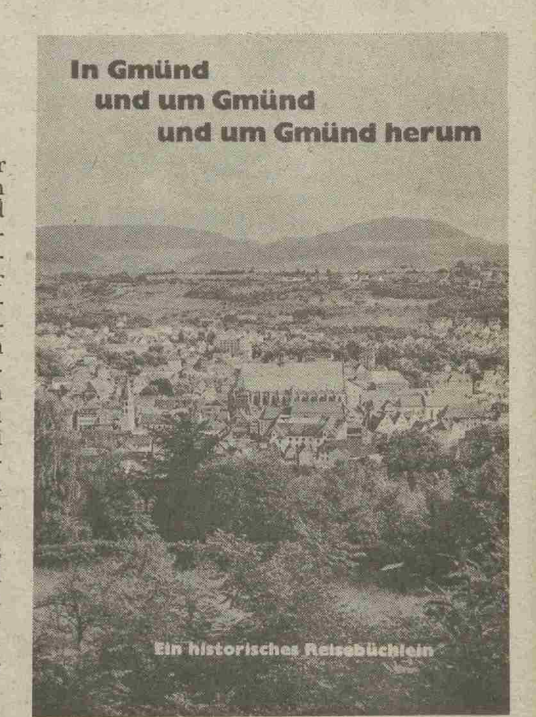
Kultur und Geschichte im Gmünder Raum

Leintal werden genauestens beschrieben. Der Stadtentwicklung von Schwäbisch Gmünd (III, 53–66) von der Römerzeit bis hin zu modernen Entwicklungstrends am Beispiel der Weststadt ist das dritte Kapitel gewidmet. Der Verfasser versucht hier mit Geschick, Stadtentwicklungstendenzen und Sonderformen aufzuzeigen und das Werden einer Stadt zu analysieren. Das vierte, umfangreichste und nach meiner Sicht auch abgerundete Kapitel trägt den Titel „Stadtrundgänge" (IV, 67–188) und enthält neben vielen, vor allem kunsthistorischen Details, auch gekonnte Ausstellungen etwa zur Geschichte so markanter Bauwerke wie der Johanniskirche, des Heilig-Kreuz-Münsters und, nur um ein weiteres herauszugreifen, des Predigers. Man würde dieser Arbeit mehr als Unrecht antun, versuchte man hier mit ein paar Zeilen auch nur annähernd Inhalt und Gehalt zu beschreiben und zu würdigen. So viel sei immerhin angemerkt: Auch mit den Kapiteln „Die Stadtteile von Schwäbisch Gmünd" (V, 189–230) und „Die selbständigen Gemeinden des Mittelbereichs Schwäbisch Gmünd" (VI, 231–321) gelingt es Bächle, den Stoff gekonnt zu gliedern und vor allem – was nicht immer bei solchen Werken üblich ist – auch leserlich darzustellen. Dankbar nimmt man die Literaturangaben und das Personen- und Ortsregister zur Kenntnis.

Im selben Verlag der Rems-Zeitung er-



schien in diesem Jahr mit anderer Intention ein broschürtes Heft von **Curt Blessing: Die schönsten Wanderungen im Ostalbkreis** (9,60 DM). Wie der Titel richtig vermuten läßt, wendet sich Blessing in erster Linie an jene Spezies Mensch, die ihre nächste Umgebung gern per pedes erwandert und darüber hinaus – außer den Naturschönheiten – auch die Geschichte goutiert, die diesem Raum entwachsen ist. Historische Ausführungen zu besonderen Stationen, etwa Gmünd oder Lorch, sind gekonnt in den fortlaufenden Text eingeführt: 44 Rundgänge im Ostalbkreis werden so beschrieben, ein Seen- und Museumsverzeichnis

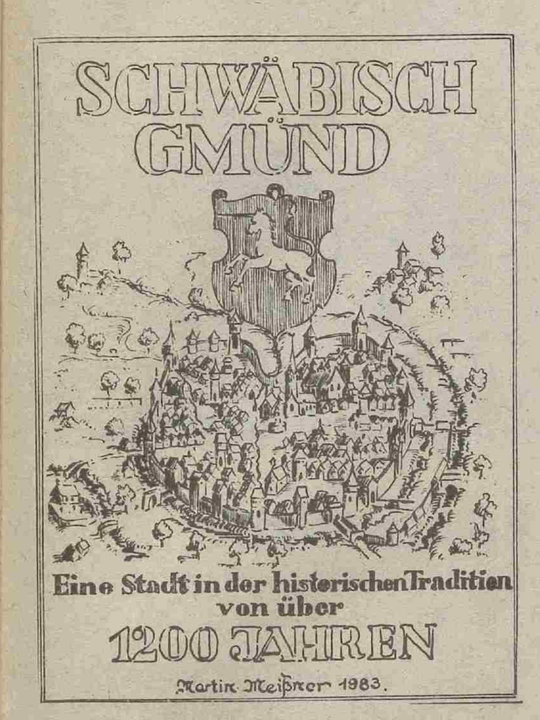


schließt sich an. Im Dietenberger-Verlag erschien im Frühjahr ein historisches Reisebüchlein, das den programmatischen Titel: **In Gmünd und um Gmünd und um Gmünd herum"** (4,80 DM) trägt und als dessen Herausgeber der Finanzamtchef und Landtagsabgeordnete **Dr. Helmut Ohnewald** fungiert. Im wesentlichen beschreibt der Führer stichwortartig die Geschichte aller Gemeinden des ehemaligen Landkreises Schwäbisch Gmünd. Zehn Tourenvorschläge, die man allerdings wegen der Entfernungen besser mit dem Auto oder Fahrrad zurücklegt, erschließen das historische Umland von Gmünd. Die gediegenen Zeichnungen von Rudolf Drey und die hervorragenden Fotos von Johannes Schüle sind besonders hervorzuheben.

Das Jubiläumsjahr 1984 unter dem Motto



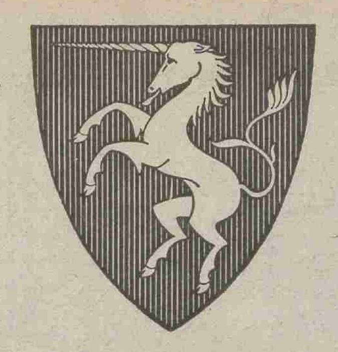
„Schwäbisch Gmünd durch 12 Jahrhunderte“, auffallend witzig und spritzig geschrieben, von der Römerzeit bis hin zur heutigen Kultur – und Hochschulstadt. Die ausgezeichneten Bilder von Walter R. Kienle zeigen bekannte Bauwerke in der Stadt perspektivisch einmal anders, wie man es gewohnt ist (17,50 DM). Derselben Intention



„Gmünd – eine Stadt in der historischen Tradition von über 1200 Jahren“ wirft bereits auch auf dem Buchmarkt seine Schatten voraus. Zwei junge Gmünder, **Franco P. Rota und Walter R. Kienle,** hatten die zündende Idee, Stadtgeschichte einmal anders, nämlich in Form eines Kalenders zu präsentieren. Auf 12 Kalenderblättern von Januar bis Dezember 1984 präsentieren sie ihr verschrieben, Geschichte einmal anders zu präsentieren, hat sich der Leiter der Straffgefangenenhilfe Ostalb und Kunstmaler **Martin Meißner.** Auf 25 Zeichnungen zeigt er Denkwürdigkeiten aus der Stadtgeschichte auf, über den Limes, die Ring-Sage, Hexenverbrennungen bis hin zum Beginn der Industrialisierung. Knappe Texte ermöglichen den Zugang zu den Bildern. Die Broschüre ist im Eigenverlag erschienen, aber über alle örtlichen Buchhandlungen zu beziehen (6,50 DM).



ALT-GMÜND 1984



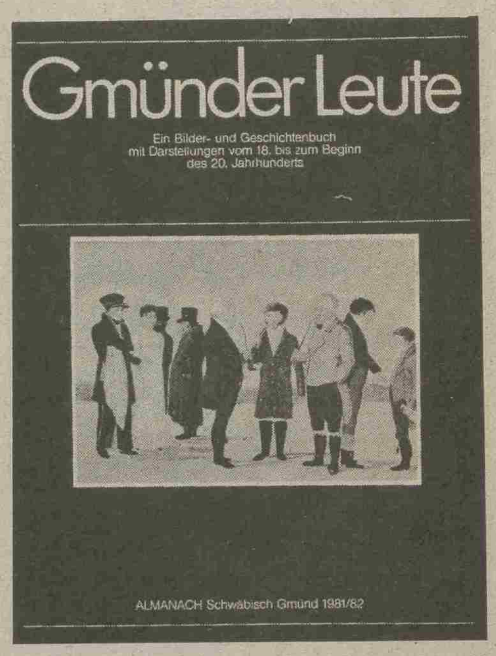
Die Eingliederung der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge nach 1945 in Schwäbisch Gmünd

Bleiben wir noch bei den Kalendern. Wie jedes Jahr zu Weihnachten gibt der **Arbeitskreis Alt-Gmünd**, jener Club engagierter Idealisten, der sich die aktive Altstadterhaltung auf das Panier geschrieben hat, eine Publikation heraus, diesmal wieder ein **Jahreskalender** mit bestechend schönen Farbfotos zur Gmünder Stadt- und Kunstgeschichte. Die Bilder sind so gehalten, daß sie auch als Postkarten Verwendung finden können. Der Preis von 9 DM ist dazu angetan, die äußerst geschmackvollen Kalender auch zu verschenken; der Reinerlös dient in diesem Jahr der Finanzierung der Restaurierungsarbeiten an der Herrgottsruhkapelle.

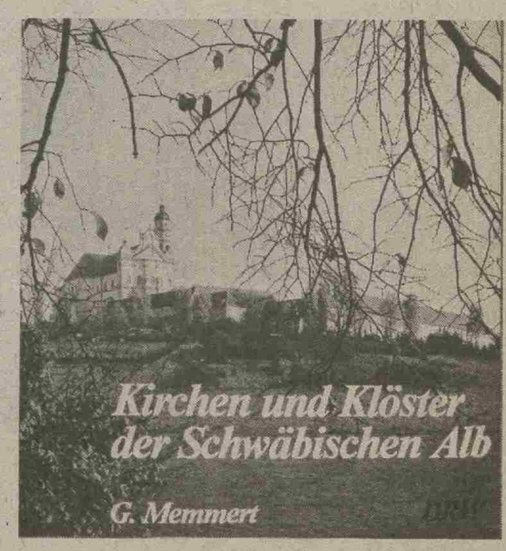
Ganz aus dem Rahmen dieser eher Kunst- und allgemein stadthistorischen Werke fällt die sauber gearbeitete Spezialuntersuchung von Rektor a. D. und Stadtrat **Alfons Urban** über **„Die Eingliederung der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge nach 1945 in Schwäbisch Gmünd“**. Urban hat das kläglich überlieferte Quellenmaterial sorgsam gesammelt und aufbereitet. Die Integration der Heimatvertriebenen, die Stationen ihrer Entwicklung sind hier akribisch untersucht und analysiert. Die Broschüre – mit 5 DM äußerst preiswert – ist ein unbedingtes Muß für jeden, der sich mit der neuesten Geschichte Gmünds befassen will.

Lange angekündigt, sehnlichst erwartet – jetzt endlich ist er da, der neue offizielle Stadtbildband von **Ludwig und Peter Windstoßer über Schwäbisch Gmünd,** im Theiss Verlag erschienen und für 49,80 DM beim örtlichen Buchhandel zu beziehen. Anders als bei den üblichen gängigen Fotobänden gibt es als Bonbons sozusagen zwei witzige Essays: Hermann Ehinger, gebürtiger Gmünder und heute Leiter des Studios des Süddeutschen Rundfunks in Ulm, erinnert sich „Wie's früher war. Erinnerungen eines Gmünders, der auszog, das Heimweh zu lernen“. Besonderheiten und Eigenheiten im Gmünder Kulturleben werden launig erzählt, von der Bittprozession auf den Rechberg über die Jahrgangsfeste bis hin zum „Klepperle“: Reminiszenzen auch an Straßen und Gebäude, die die Jugend geprägt haben. Daneben, oder besser dahinter, weil anschließend, Prof. Dr. Rudolf Sauter mit seiner plazierten Liebeserklärung an „Schwäbisch Gmünd und die Gmünder“. „Wasserspeier, Frazen und andere rätselhafte Dinge“ werden ebenso untersucht wie „Gmünd, Heimstatt von Kunst und Kunsthandwerk“ und natürlich fehlt auch nicht eine Abhandlung über den örtlichen Dialekt. Die Fotos dieses Bildbandes decken die große Skala des täglichen Lebens ab: Von der Werkbank bis zur Kunst historischer Gebäude sozusagen. Und damit auch englischsprachige Gäste wissen, womit sie es zu tun haben, ist dem Buch eine Beschreibung der Objekte in eben dieser Sprache beigelegt. Eine Zeittafel zur Geschichte Schwäbisch Gmünds – zusammengestellt vom Gmünder Geschichtsverein – rundet diesen bibliophilen Band ab.

Bibliophil – im wahrsten Sinn des Wortes – ist auch jenes Buch, das der Leiter des städtischen Museums **Walter Dürr** zusammengestellt und auch kommentiert hat: **Gmünder Leute. Ein Bilder- und Geschichtenbuch mit Darstellungen vom 18. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. „Almanach“**, erschienen im Dietenberger-Verlag (24,80). Was Dürr aus den Beständen des Museums hervorgetan und publiziert hat, ist wirklich ein Kabinettstück erster Güte. Nicht nur daß Gmünder Persönlichkeiten und Personen dem Dunkel der Geschichte entrissen



werden, es entsteht so ganz nebenbei über Anekdoten und Witziges ein abgerundetes, jawohl abgerundetes Bild der Stadt im 18. und 19. Jahrhundert. Layout, Fotos und Repräsentation sind vorzüglich: an ihnen müssen sich – leider ist man versucht zu sagen – künftige Bücher messen lassen.





Zwei Bücher seien hier der Vollständigkeit halber noch erwähnt, weil sie Gmünd oder den Gmünder Raum zumindest erwähnen: **Günter Memmert: Kirchen und Klöster der Schwäbischen Alb,** DRW-Verlag Stuttgart (58 DM), beschreibt in einem Abschnitt „Das Heiligkreuzmünster in Schwäbisch Gmünd" und **Wilhelm Gradmann: Burgen und Schlösser der Schwäbischen Alb,** DRW-Verlag Stuttgart (49 DM), handelt über „Burg Hohenrechberg. Seit 800 Jahren im Besitz einer Familie".

Michael Schwarz war Autor

Der Aufsatz „Das Binder-Areal". Kurze Geschichte der Firma Wilhelm Binder KG in den Gmünder Geschichtsblättern Nr. 3/1984 ist nicht von Michael Schwan, wie durch einen Setzfehler irrtümlich angegeben, sondern von Michael Schwarz.

Essen wie die Reichsstädter

Rezepte entnommen aus dem Augsburgischen Kochbuch 1796 von Brigitte Mangold, Stadtarchiv

Hagenbutten-Mark

Es werden schöne reife Hiefen in der Mitte entzwey geschnitten, sauber geputzt und gewaschen. Alsdann läßt man sie in einer Schüssel 3 bis 4 Tage stehen, bis sie teig (morsch) sind. Nun werden sie durch einen Seyher getrieben, und zu 1 Pfund Mark 1 Pfund Zucker geläutert, bis er Fäden zieht. Dann thut man ihn eine Viertelstunde vom Feuer, daß er ein wenig erkaltet, weil sonst das Mark seine schöne rothe Farbe verliehrt; rühret das Mark hinein, thut es wieder aufs Feuer, und läßt es unter stetem Rühren noch eine starke Viertelstunde kochen; stellt es vom Feuer, und wann es kalt ist: wird es in ein Zuckerglas gethan, dieses mit Papier zugebunden, und darein mit einer Klufe (Stecknadel) Löchlein gestochen. Man kann auch nur den geläuterten Zucker an das Mark rühren, und wems beliebt, die Schaale von einer Citrone klein geschnitten darunter thun; aber dann kann man das Mark nicht so lange aufbehalten.

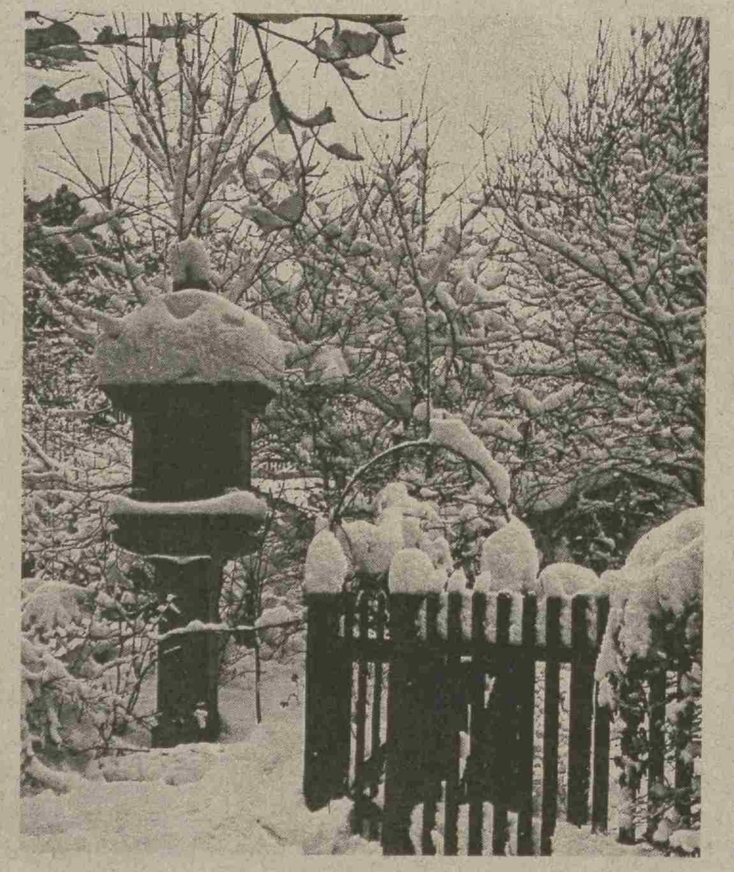
Aepfel-Schelee

Schneid Borsdorfer-Aepfel in der Mitte entzwey, laß aber die Kerne darinnen, und sied sie in Wasser, und wems beliebt, etwas Wein in einer messingenen Pfanne, worinn sie Platz haben, so lange bis sie recht weich sind. Dann werden sie durch eine Serviette oder Haarsieb gedrückt, und zu jedem Pfund Saft wird ein halbes Pfund Zucker gewogen; dieses miteinander in einer messingenen Pfanne langsam so lange gekocht, bis der Saft ziemlich dick ist. (Unter dem Kochen muß er fleißig abgeschäumt werden.) Dann wird in 2 Pfund Saft die Schaale von 1 bis 2 Citronen, die man länglicht zerschnitten hat, gethan, und mit dieser so lange gekocht, bis, wenn man etwas davon auf ein Zinnteller thut, es, wenn es kalt ist, gesteht. Dann wird es vom Feuer gesetzt; und in die dazu gehörige Gläser gegossen; wie das andere Schelee zugebunden, und zum Gebrauche aufbehalten.

Quitten-Schaum

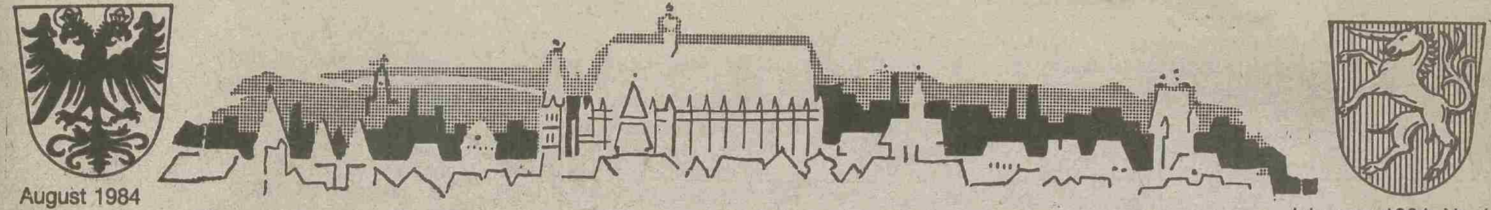
Nimm recht zeitige Quitten, sied sie in Wasser so lange, bis sie weich sind, oder brate sie in einem Oefelein, schäle sie ab, und schabe das Mark davon. Von diesem nimm ein halbes Pfund, eben so viel vom schönsten gesiebten Zucker; rühre dieses, nebst der Schaale von einer halben Citrone auf dem Reibeisen abgerieben, durcheinander. Dann schlag das Weiße von 2 Eyern zum dicken Schnee, thu es dazu, und rühre es alles eine halbe Stunde auf eine Seite; setze davon kleine Häuflein auf ein mit Wachs bestrichenes Blech, oder auf Oblaten, und laß sie langsam backen.

Wo ist das?



Zuschriften an den Gmünder Geschichtsverein, Augustinerstr. 3, 7070 Schwäbisch Gmünd; Stichwort: Bilderrätsel Nr. 9, bis 10 Tage nach Erscheinen. Unter den richtigen Einsendungen wird der Gewinner(in) eines Buchgeschenkes unter Ausschluß des Rechtsweges ermittelt. Gewinner(in) des Rätsels Nr. 8 ist Herr Ulrich Götz, Gemeindehausstr. 14, Schwäbisch Gmünd. Herzlichen Glückwunsch! Der Gewinn kann im Stadtarchiv abgeholt werden. Lösung Nr. 8: Erholungsheim Schönblick

August 1984



Jahrgang 1984, Nr. 4

GMÜNDER GESCHICHTSBLÄTTER

Herausgegeben von der GMÜNDER TAGESPOST in Zusammenarbeit mit dem GMÜNDER GESCHICHTSVEREIN

Geschichten und Anekdoten Chronik des Dominikus Debler

Zusammengestellt von Dr. K. J. Herrmann, H. Micheli und Michael Schwarz

Dominikus Debler (1756–1836), der wohl bekannteste Gmünder Chronist, hat in 18 Bänden auf über 17 500 Seiten Merkwürdigkeiten zur Gmünder Geschichte gesammelt und kommentiert. Sein Werk ist auch noch heute eine Fundgrube für Anekdoten und Anekdötchen – wobei nicht zuletzt der ausgeprägte Sinn des Chronisten für Skandälchen und scheinbar Nebensächliches zum Lachen reizen kann. Die hier wiedergegebenen Passagen stellen sozusagen eine Nachlese zum Jubiläumsjahr dar: Gmünd – von einem Gmünder gesehen.

– 1464 kam hierher die erste Stadtuhr

– 1497 Karfreitag stürzten die Türme vom Münster ein

– 1530 war ein solcher warmer Sommer, daß der Marktbach sieben Wochen ganz ausgetrocknet war

– 1544 „Vormittags um 9 Uhr war ein erschröckliche Finsternus gewesen, darüber sich nicht allein die Menschen sondern das Vieh und die Vögel entsetzten".

– 1546 „Es vermeinte einer vermessentlicherweise in der Pfarrkirchen mit einem Schuß zu öffnen, als er aber kaum auf das Schloß geschossen, so ist im Augenblick der Schuß zurückgesprungen und hat sich also selbsten erschossen".

– Bader und Badestuben: Besaßen wenige Rechte, da sie bis 1548 nicht den Zünften angehörten, und deshalb als „nicht ehrlich" galten. Sie gehörten zur niedrigsten gesellschaftlichen Schicht und lebten in äußerst dürftigen Verhältnissen. Die sog. „Reiberinnen" (weibliches Massagepersonal) standen in Ruf der Prostitution. Die verschiedenen Bäder innerhalb der Stadt wurden durch Badeordnungen von seiten des Magistrats der Stadt reglementiert. Die erste Badeordnung in Gmünd ist 1386 nachweisbar; Badestuben bis ins 17. Jh. nachweisbar, Blütezeit um 1500, seit 1580 Schließung mehrerer Bäder wegen „Franzosenkrankheit".

– 1550 hat das Kloster Gotteszell einen neunjährigen Rechtsstreit mit der Stadt Schwäbisch Gmünd über die Schirmherrschaft des Klosters geführt

– Um 1550: Bürgermeister Rauchbein hat „verkünden lassen, wer ein rechtschaffener Christ seye, der solle seinen Rosenkranz öffentlich ... tragen". Es ist auch beschlossen worden, „daß ein jeder Ratsherr, sooft er in den Rat gehe, seinen Rosenkranz öffentlich tragen und bis zu End des Rates in der Hand halten solle ...". Man versuchte mit dieser Maßnahme, etwaige „Kryptoprotestanten" zu entlarven.

– 1534 den ersten August war eine Sonnenfinsternis, welche sehr stark war, kündigte der damalige Kalender den Weltuntergang an.

– Ratsdekret 16. 1. 1678: Es darf niemand ohne "ein Rock" (Jacke, Bluse) tanzen, denn das ist „unzüchtig". Strafe bei Zuwiderhandlung 1 Gulden.

– „Jagen, Äpfel, Birnen, Voglen, Eichglauben, Hereintragen an Sonntagen verboten".

– „Mist oder Geröll in Bach werfen verboten".

– „Der Mund sei der Rat, der Magen die Bürger und Inwohnerschaft, der Mensch stelle aber beides im ganzen vor"

– Alle Sonn- und Feiertage ein Ganzschießen, Kugelschießen, Würfelspiel, bald da, bald dort. Es kommt das alte Sprichwort hier ganz in Erfüllung: „Je schlechter die Zeiten, je besser der Mut weil auf einem üblen Markt gehört ein guter Mut".

– Ehebrecher und Ehebrecherinnen mußten in der Reichsstadtzeit vor der Pfarrkirche in schwarzen Hemden und schwarzen Kerzen drei Sonntage nacheinander stehen.

– 1702 16. Oktober ist ein Ochs entloffen und die höchste Stiegen bei dem Königsturm hinaufgestiegen, hernach auf der Mauer bis zum Rinderbacher Tor hinumgesprungen, dann umgekehret, wieder herum endlich mit großer Mühe bei der mittleren Stiege herunter getan."

– 1706, 10. Dezember ist zu Nacht in die Schreibstuben im Spital ein Dieb durch den Ofen hineingekommen und ziemlich Geld wie auch Schriften hinweggenommen.

– 1779 „Daß man nicht mehr auf die Dörfer um zu zechen gehen darf, bei Straf von 15 Kreuzer, es sind auch viele gestraft worden."

– 1790 31. Juli „hat man ein fremdes Weib vor der Greth 23 Prügel bekommen, sie hat bei der Glocken die Federn aus dem Bett gestohlen."

– 1798 „Im Monat Juli sind englische Reiter hier gewesen, haben sich produziert vor dem Schmidtor, sie fanden Beifall".

– September 1800 „Auch waren etlich 30 Prälatenkanten (aus Zinn) auf der Greth gehangen, darin man den Wein den Prälaten geschickt. Dies alles wurde versilbert und zu Geld gemacht, auch sonsten man die Kanten mit Wein einem durchreisenden Fürsten oder wenn eine Frau 3 Kinder gebiert, sandte man auch 12 solche Kanten voll Wein. Jede Kante hat gewogen 10 Pfd. schwer, vorn war ein Schild darauf die Jahreszahl anno 1601 et 1602, nebst das Stadtwappen eingestochen war.

– Über die Franzosenbesatzung um 1800 „Die Franzosen sind mehrteils sehr höflich und ist gut mit ihnen auszukommen, doch geschwind schlimm, auch geschwind wieder gut. Wenn man sie nicht gleich versteht, werden sie bös."

– Um 1800: In der „Geographie Neuwürttembergs" (Ulm 1802) berichtet ein Korrespondent über die Gmünder Frauen, sie seien „durchgehend dick, pfostig und in ihrem Anzug steif und eckig."

1800: „Die Franzosen sind mehrteils sehr höflich und ist gut mit ihnen auszukommen, doch geschwind schlimm, auch geschwind wieder gut. Wenn man sie nicht gleich versteht, werden sie bös".

1800: „Bei unseren Herren ist das Sprichwort anzubringen: Auf dem Wasser kann man das Beten lernen. Die Bauern sind am besten, wenn es ihnen übel geht."

– Um 1800 wird über die Gmünder das häufige Besuchen von Wallfahrten und das häufige Glockengeklingel auf den Türmen gerügt und Gmünd überhaupt kurz und derb "bigott" genannt.

– Um 1800 „Die meisten Arbeiter arbeiten nur vormittags, und nachmittags sind sie beim braunen Bier oder auf der Wallfahrt."

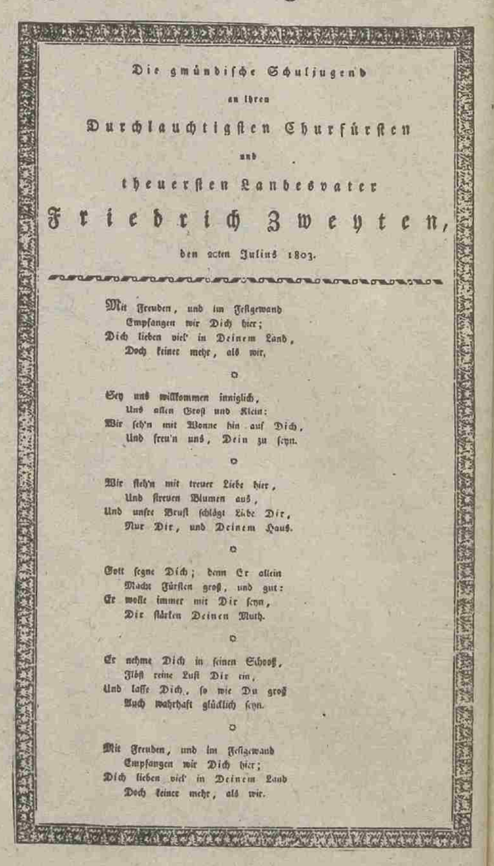
1800: „Kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen, die Holzwart stehlen viele hundert Klafter und die Bürger will man wegen Kleines strafen und zu einer so gefährlichen Zeit, es ist alles verwirrt, das Holzverderben

Dahier in Schwäb. Gmünd, den [illegible] ten [illegible] 180
kommt an [illegible]
seiner Profeßion ein [illegible] sucht Meister
um Arbeit, wird seine Herberg beym [illegible]
gewiesen, und ihme daselbst über eine Nacht zu bleiben verstattet;
wonach, und da derselbe keine Arbeit findet, er auf hochobrigkeitliche
Verordnung dahier keinen längern Aufenthalt nehmen, die hiesige
Stadt verlassen, und sein Glück weiters suchen solle.

Auch ist das Fechten und Gassenbetteln bey Zuchthaus-Strafe verbotten.

T. Polizeyinspektor Herlikofer.

ist ja noch allgemein und es wäre zu wünschen, man machte Ordnung, es ist aber gar nichts in Ordnung, die Herren sind nur besorgt was ihnen eintragt, dem Bürger mag es gehen wie es wolle.“
Letzten Sonntag hat man in der Predigt die Bürger ersucht, die Hund aus der Kirch zu lassen, da jetzt die Kirch frisch gereinigt ist, darauf ist am 2ten Tag gleich Menschenkot bei St. Xaverialtar gefunden worden.
– 1801: „Ich will nicht darüber ausdrücken, allein jedem rechtschaffenen Bürger muß es in der Zukunft bange sein. Die Egoisten sind hier so stark, als ehedem in Frankreich die Jakobiner.“
1801: „Den 17. Oktober wurde nachmittags 3 Uhr ein Deserteur mit 25 Prügel vor dem Rathaus abgestraft.“
– „„...hat man einen Bauernsohn 20 Prügel vor der Greth geben lassen, weil er seine Schwiegermutter geschlagen.“
1801: „Das Kaffeetrinken hat hier so überhand genommen, daß alles Kaffee trinkt, öfters 2–3 mal des Tages.“
1801: „Dieses Jahrhundert macht einen betrübten Anfang, es geht mir, wie ich auf einem Geld gelesen habe: Ich hoff auf bessere Zeiten, wann kommt sie? Ich suche bessere Leute, wo sind sie?“
1801: „Man sagt allgemein Schwäbisch Gmünd trage der Keim der Verzweiflung – Zernichtung – in sich selbst, ich unterschreibe solches selbst, es ist Wahrheit, wir müssen sterben und dann in einer neuen Gestalt wieder aufstehen...“
19. September 1800 Einzug französischer Husaren „Diese Mannschaft waren fast lauter Elsäßer. Sie redeten fast alle gut deutsch, es waren aber wilde, sehr grobe Leute, forderten mehrteils Wein.“
– 1803: „Alle Anzeigen und fernere Aussicht gibt und klar dar, daß Gmünd alles städtische Ansehen verlieren soll und geringer als ein Bauernort werden muß.“
– Die Württemberger schafften zu Beginn ihrer Herrschaft eine Reihe kirchlicher Sonderfeiertage in Gmünd ab, an denen es üblich war, nach dem obligaten Kirchgang noch einige Biere zu trinken. Die Bevölkerung sah diese Maßnahme als Schikane an und vermutete, man wolle ihr jetzt auch noch das Biertrinken verbieten. Am 20. Dez. 1803 mußte Oberamtsverweser Muff in einem Dekret Sinn und Zweck des Verbotes dieser Feiertage erklären. Sein Schreiben schloß mit dem Absatz: „Will ein redlicher Bürger nach vollendeter Arbeit seine Kräfte bei einem Glas Bier oder Wein erhellen, so versteht es sich von selbst, daß ihm hierin kein Hindernis in den Weg gelegt wird.“
– Im Jahr 1803: „Es ist wunderbarlich, man schmäht und lästert beständig über Gmünd und doch war jeder Fremde, er sei Franzos, Österreicher, Württemberger gerne hier und verlangt länger zu bleiben und beim Abreisen sind sie betrübt. Es muß Wahrheit sein, wenn man einen gern hat, so zankt man immer mit ihm und so geht es der Stadt Gmünd.“
– Bei der Auflösung des Dominikanerklosters (Prediger) am 18. Mai 1803: „Den 18. Mai kam ein großer Lärm, als wenn bei den Dominikanern im Keller groß Gerümpel verspüret werde; man wurde aufmerksam, visiterte und fand eine Henne in der Sakristei.“
– 25. Mai 1803: „Niemals ist es so unordentlich gewesen, als derzeit; auswärtige Bettler gibt es so viele und alles läßt man laufen... ...„nirgends findet man mehr Bettler, welche die Fremden haufenweis anfallen. Der Bettel scheint in ein System gebracht zu sein.“
– Dekret vom 24. Mai 1803, von Oberamtswegen „Das Unverschämte... schmähen ist nicht nur bei einer andern Klasse weiblichen, sondern auch sogar männlichen Geschlechts in täglichem Gange... Zur Abstellung dieses ärgerlichen Benehmens wird jeder gewarnt... ansonsten die überführten Frevler mit Anschlagung und Ausstellung und Herumtragung der Schandgeigen auf offenem Marktplatz... ohne alle Rücksicht und Nachsicht zum abschreckenden Beispiel ...gezüchtigt werden sollen“
– Dekret vom 8. Juni 1803, von Oberamtswegen „...werden demnächst alle Hunde vom Oberamt Gmünd aus erheblichen, gemeinnützlichen Ursachen zur Besichtigung vorgeführt werden müssen, wobei man a) keine Jagdhunde, b) keine alten, c) sonst gefährlichen Hunde, besonders keine Pommer, Spitzhund für just und in Zukunft geduldet werden, sondern alle Hund von obiger Einwohnerschaft dem Fallknecht auf der Stelle zum Totschlagen überlassen, wonach sich zu achten.“
– 8. November 1803: „Herr Amtsverweser Muff (von der württembergischen Regierung eingesetzt) hat den Bürgern beim Verhör


Die gmündische Schuljugend
an ihren
Durchlauchtigsten Churfürsten
und
theuersten Landesvater
Friedrich Zweyten,
den 20ten Julius 1803.

Mit Freuden, und im Festgewand
Empfangen wir Dich hier;
Dich lieben viel' in Deinem Land,
Doch keiner mehr, als wir,

Sey uns willkommen inniglich,
Uns allen Groß und Klein:
Wir seh'n mit Wonne hin auf Dich,
Und freu'n uns, Dein zu seyn.

Wir steh'n mit treuer Liebe hier,
Und streuen Blumen aus,
Und unsre Brust schlägt Liebe Dir,
Nur Dir, und Deinem Haus.

Gott segne Dich; denn Er allein
Macht Fürsten groß, und gut:
Er wolle immer mit Dir seyn,
Dir stärken Deinen Muth.

Er nehme Dich in seinen Schooß,
Flöß reine Lust Dir ein,
Und lasse Dich, so wie Du groß
Auch wahrhaft glücklich seyn.

Mit Freuden, und im Festgewand
Empfangen wir Dich hier;
Dich lieben viel' in Deinem Land
Doch keiner mehr, als wir.

oder sonstigen Amtssachen mit Er und die Bauern mit Du betitelt. Es ist hier aber durchgängig üblich, auch bei Rat den ordentlichen Bürger per Sie und den Bauern per Ihr zu begegnen.“

– 1804: „Seine kurfürstliche Durchlaucht soll Gmünd nicht anders als das kleine Venedig nennen, es könnt wohl also sein, wenn man darauf antragte, die Stadt in Flour zu bringen.“

– 1805, März 25. Kurfürstliches Oberamt Gmünd:„mißfällig hat das Oberamt vernommen, daß sich viele dahiesige Hundsbesitzer erlauben, ihren Hund mit in die Kirche zu nehmen. Diesen Unfug will nun das Oberamt für die Zukunft gänzlich abgestellt wissen.“

Soldatenlied:

Es gibt zwar Mädchen in Heilbronn,
mit den ich lustig sein konnt schin,
doch bitte ich den lieben Gott,
daß er mich rett aus Kriegesnot,
damit ich komme bald auf Gmünd,
wo ich mein Schätzlein wieder find.

Mit Tränen bitt ich, bleib getreu,
erhalte deine Lieb mit neu,
ich bleibe unter Kanonenknall
dein untertäniger Vasall

Mit Bomben laufen meine Zähren,
der Liebe Pulver, Feuer tut mich verzehren,
und ehe ich in die Schlachten gehe,
hab ich schon Wunden, ach und weh,
o Gott, laß mich nach Schwäbisch Gmünd,
wo ich dafür den Balsam find.

„...und schmehlt immer gegen Gmünder, daß sie nicht arbeiten mögen und sie führen nur Unterhaltung. Man kann Beispiele nehmen an den Herrn Substituten, die immer toll und voll, fressen, saufen und lassen sich wohl sein, alles auf Kosten der Gmünder Bürger. Jeder Bürger sollte das bekannte Symbol an sein Haus anmalen lassen, den Vogel, der ein Gesicht auf der Brust und mit dem Schnabel die Nase hebt, mit der Schrift:

Nimm dich selber bei der Nasen
und bedenke wohl dabei:
daß die Fehler deiner Massen
grösser als bei andern sei.“

– Die Untertanen
„Von 1806 am 6. Januar aber als königlich württembergische Untertanen, also in Zeit drei Jahren vier Monaten freie Reichsbürger
Provisorisch besetzte württembergische Bürger
herzoglich württembergische Untertanen
königlich württembergische Untertanen
in der kurzen Zeit fünfmal geändert.
Man nannte uns Neuwürttemberger, nämlich das Land. Jetzt werden wir bald die Altwürttemberger genannt werden, weil das alte Land nach dem neuen organisiert wird, wir gewinnen doch dabei wenigstens, daß uns die Altwürttember nicht auslachen können.“

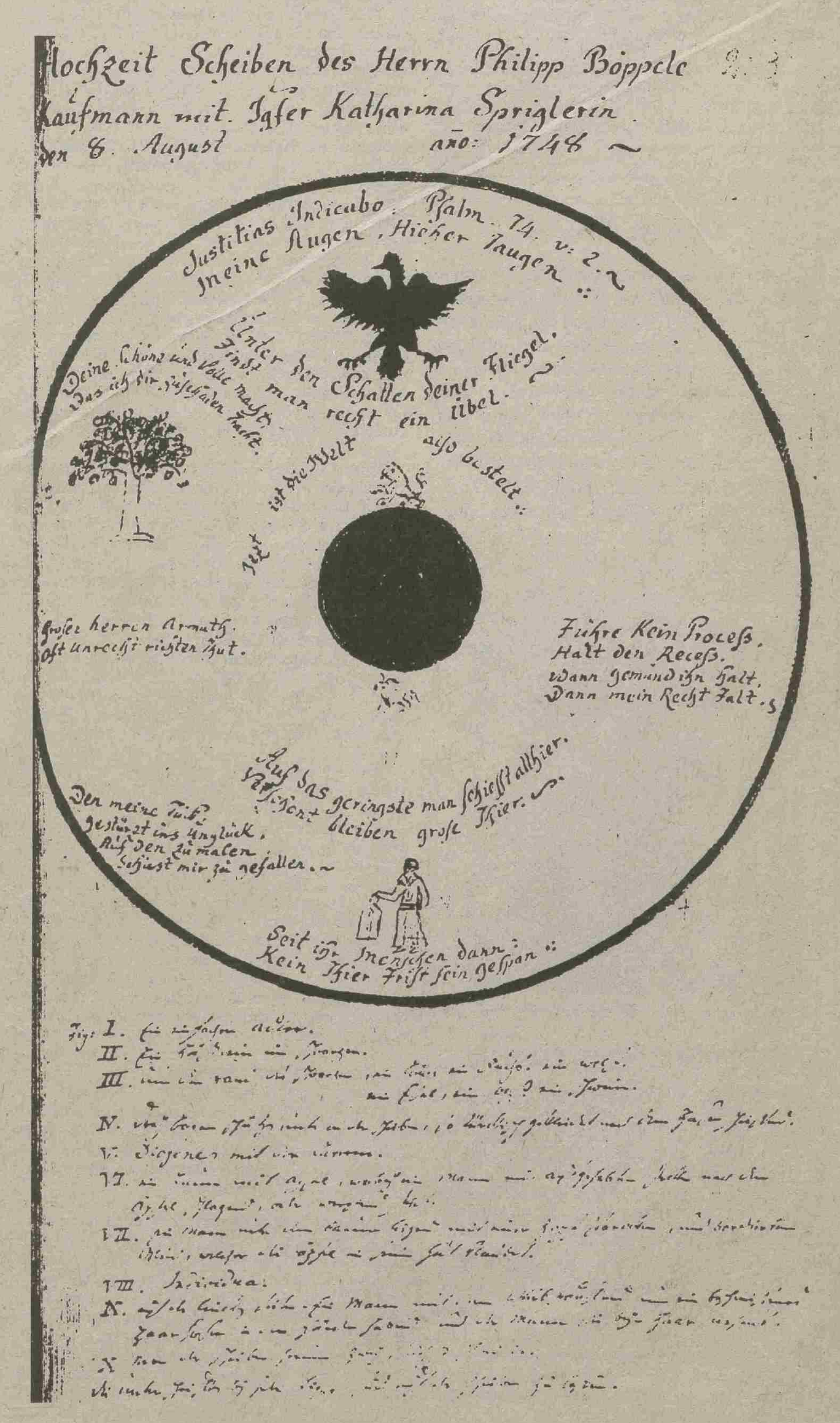
„Den. 4.–7. März 1807 war Hundsmusterung, es wurden ca. 200 Hunde totgeschlagen.“
Im Monat August 1807 waren Seiltänzer auf dem Markt beim Waldhorn, Geistervorstellung, in der Schmalzgrub Theater von fremden Komödianten, alle Tage was anderes. Alle Sonn- und Feiertäge ein Gansschießen, Kugelschießen, Würfelspiel, bald da, bald dort. Es kommt das alte Sprichwort hier ganz in Erfüllung: je schlechter die Zeiten, je besser der Mut weil auf einem üblen Markt gehört ein guter Mut.
November 1808: „Das unsere Gerichts- und Ratsverwandten gescheite Köpfe und für die Bürger nützliche Objekte, kann man bei jeder Gelegenheit ersehen, sie vergeben alles Recht, sprechen ja oder nein, wenn sie nur einigen Leuten gefällig sein können, und gute Diäten empfangen! O Hungerleiderei.“
– 1808: „Das Armenhaus oder Hurenhaus in der Ledergasse verkauft.“
In dieses Haus kamen arme und werdende ledige Mütter. Nach dem Verkauf des Hauses wurde ein Teil dieser Frauen in die Fuggerei verlegt, wo sich auch ein Teil des städtischen Waisen- und Arbeitshauses befand.

– Zu 1809: „Gmünd ist ganz schwarz angeschrieben, man halt uns für lustige Menschen, die nicht gerne arbeiten und alles mitmachen mögen. Wir sind aber Fabrikanten und keine Wingerter.“
Januar 1810

„Wir leben hier in einer ganz dunkeln und traurigen Verfassung. Es ist zwar Friede, allein man versprach sich vieles von Vermehrung der Länder und ist noch nichts geschehen, es heißt bald so, bald anders, zuletzt können wir noch eine andere Regierung bekommen, – was Besseres, daran ist derzeit nicht zu denken, das Schlechtere kommt ohnedem hintendrein.“

1811: „Das alte Lied, daß man hier nicht hause, und der Luxus gross, und alles eine Lumperei, hat man immer von den Altwürttembergischen, es scheint mehr aus Hass, aus unangenommener Eigenliebe, als Grund gesprochen. Welche Stadt von ca. 7000 Seelen zahlet jährlich, von welcher Stadt in gleicher Größe fliesst soviel Geld nach Stuttgart, seit wir württembergisch sind.“

– 1812: Jeder Selbstmörder wurde vom Schindler abgeholt, im Sacke fortgeschleift und auf dem Schinderwasen begraben.



sowohl in bezug auf die Energiegewinnung (Flußlauf) als auch auf die Rohstoffversorgung (Eisenbahntrasse) stattfand, lag an dem ortsgebunden vorhandenen großen Potential an Facharbeitern. Schwäbisch Gmünd ist eines jener eingangs erwähnten Beispiele, an denen ersichtlich wird, weshalb eine verzögerte, „abhängige Entwicklung" in Württemberg aufgrund der Rohstoffknappheit und der mangelhaften energie- und verkehrstechnischen Infrastruktur zu einer Stärkung der handwerksorientierten arbeitsintensiven Feinverarbeitungs- und Veredlungsindustrie führte.

Zum Abschluß ein Zitat: „Solange sich der Maschinenbetrieb in einem Industriezweig auf Kosten des überlieferten Handwerks ausdehnt, sind seine Erfolge so sicher, wie etwa der Erfolg einer mit einem Zündnadelgewehr bewaffneten Armee gegen eine Armee von Bogenschützen wäre. Diese erste Periode, worin die Maschine erst ihren Wirkungskreis erobert, ist entschieden wichtig wegen der außerordentlichen Profite, die sie produzieren hilft. Diese bilden nicht nur an und für sich eine Quelle beschleunigter Akkumulation, sondern ziehen einen großen Teil des beständig neu gebildeten und nach neuer Anlage drängenden gesellschaftlichen Zusatzkapitals in die begünstigte Produktionssphäre." Karl Marx, Kapital, Bd.1 S.474

Literatur:

Kocka, Jürgen: Unternehmer in der deutschen Industrialisierung Göttingen 1975

Megerle, Klaus: Der Beitrag Württembergs zur Industrialisierung Deutschlands, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 14. Jg. 1975/76

Sombart, Werner: Liebe, Luxus und Kapitalismus, Berlin 2. Auflage 1922

Thompson, E. P.: Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus in: Braun, Rudolf (Hg.): Gesellschaft in der industriellen Revolution, Köln 1973

Anmerkungen:

[1] Diese „abhängige Entwicklung" war für Württemberg erst nach Überwindung einer Krise von Vorteil: Die Übernahme von fortgeschritteneren und entwickelteren Produktionsformen hatte in Württemberg nicht das für eine ökonomische Balance nötige Gegengewicht, den bedarfsmäßig ebenfalls fortgeschrittenen Absatzmarkt. Erst als dieser geschaffen war – im Laufe der 60er Jahre – pendelte sich das System ein.

[2] Dies gilt zumindest für die Frühzeit, als die Arbeiter alle aus dem Stadtbereich rekrutiert wurden. Im späten 19. Jh., als sich das Einzugsgebiet auf die weit umliegenden Gehöfte und Dörfer erstreckte, gab es durchaus Arbeiterbauern)

[3] Sofern die zerstückelnde Realteilung überhaupt die Möglichkeit zur Reproduktion auf agrarischer Basis bot.

[4] Oberamt, Kreisregierung und die Ministerien scheinen bisweilen an der Sturheit der Gmünder Zunft verzweifelt zu sein. Die Kreisregierung stellte gar fest, „...daß diese Classe von Gewerbsleuten lediglich ihrem Schicksale überlassen werden sollte."

[5] „Maschinerie und Arbeitsteilung" war im übrigen die notwendige stereotype Voraussetzung für die Behörden, wenn es sich um die Vergabe von Fabrikkonzessionen drehte.

[6] Die Gmünder Industrie-Bürger kämpften bereits 30 Jahre zuvor um diesen „Fortschritts-Bringer": Lange war es nicht entschieden gewesen, ob die Eisenbahn-Trasse Stuttgart-Ulm durch das Remsoder durch das Fils-Tal führen sollte. Daß gegen die Remsbahn entschieden wurde, war für Gmünd eine zusätzliche ökonomische und politische (Standort-)Benachteiligung: Eine Fixierung der provinziellen Verhältnisse.

[7] Die Firma Erhard und Söhne verteilte 1871 Geldgeschenke an die Arbeiter, weil der Krieg so rentabel verlaufen war.

Wo ist das?

Zuschriften an den Gmünder Geschichtsverein, Augustinerstraße 3, 7070 Schwäbisch Gmünd. Stichwort: Bilderrätsel Nr. 5 bis 10 Tage nach Erscheinen.

Unter den richtigen Einsendungen wird der Gewinner(in) eines Buchgeschenkes unter Ausschluß des Rechtsweges ermittelt.

Gewinner des Rätsels Nr. 4 ist Frau Anneliese Scholz, Schwarzwaldstraße 15. Herzlichen Glückwunsch! Der Gewinn kann im Stadtarchiv abgeholt werden. – Lösung Nr. 4: Fischergasse.

Dr. K. J. Herrmann:

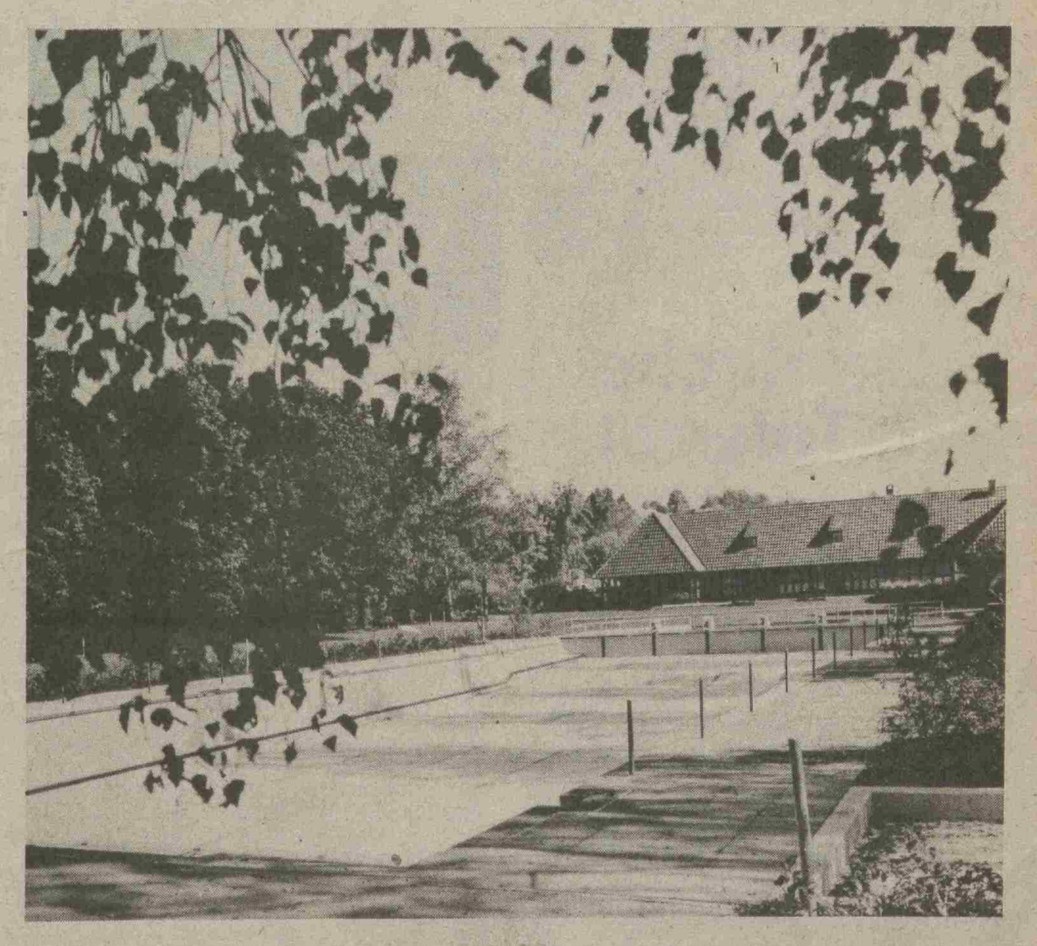
Streit des Dominikanerinnenklosters Gotteszell mit der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd

Mithin nicht immer unbeschwert gestaltete sich das Verhältnis der Reichsstadt zu den Klöstern. Neben dem Heilig–Geist–Spital waren diese Klöster die größten Grundbesitzer; eine Reihe von Privilegien schützte sie jedoch – was ihre innere Organisation anging – vor der Einflußnahme des Magistrats. Am weitesten hatte sich, was diese Einflußnahme anging, das vor den Toren der Stadt gelegene reiche Frauenkloster Gotteszell emanzipiert. Zwar besaß die Stadt „traditionsgemäß" den Schirm und Schutz über das Kloster, aber auch in früheren Verträgen der Jahre 1382, 1477, 1531 und 1592 konntte nicht definitiv geklärt werden, welche Rechte und Pflichten daraus für Kloster wie Stadt resultierten.

Immer wieder kam es zu Streitereien, wenn das Kloster sich in seinen Rechten durch Eingriffe der Stadt geschmälert glaubte. So im Jahr 1607, als der Gmünder Rat öffentlich erklären mußte, das Gmünder Stadtwappen an der Kirchenuhr der gotteszellischen Kirche in Spraitbach berühre nicht den Kirchensatz des Klosters in dieser Gemeinde. In Notzeiten hatte man sich dagegen eng aneinander angeschlossen. Im Jahr 1634 protestierten Magistrat und Nonnen noch gemeinsam gegen die Vergabe des Klosters an den schwedischen Obristen Martin von Degenfeld. Aber schon bei der Zusammenstellung der Kosten, die das Kloster anteilsmäßig für die Reichsstadt während der Schwedenzeit bezahlen mußte, kam wieder die Frage hoch, ob das Coenobium eigentlich verpflichtet sei, der Stadt für ihren Schutz überhaupt etwas zu bezahlen.

Das so gespannte Verhältnis wurde noch gespannter durch das ungeschickte Vorgehen des Magistrats, der den Hintersassen des Klosters befahl, bei den Stadttoren wie alle Bürger und Untertanen Wache zu schieben. Einige klösterliche Hintersassen holten sich Rat im Kloster: Die streitbare Priorin Magdalena Sattlerin verbat ihnen diese Dienste. Daraufhin hob der Magistrat die aufmüpfigen Bauern aus und sperrte sie in Beugehaft in den Diebsturm, bis sie die Oberhoheit der Stadt anerkannten und beschworen.

Das bedeutete nun in den Augen der Klosterfrauen eine offene Kampfansage. Hier er-



kannte man zwar im Prinzip die Stadt als Schirm- und Schutzherr an, argumentierte aber, Schutz und Schirm bedeute für die Stadt nur Verpflichtung, sie könne aus dieser Verpflichtung aber keine Rechte gegenüber dem Kloster wie Fronabgaben oder Dienste klösterlicher Hintersassen ableiten. Da zudem der Schutz und Schirm freiwillig vom Kloster auf die Stadt übertragen worden sei, könne man dies auch wieder rückgängig machen. Und in der Tat: Der Ordensgeneral Thomas Turcus in Rom kündigte auf die Vorstellungen der Klosterfrauen in einem Brief an die Reichsstadt die Schirm- und Schutzherrschaft der Stadt über das Kloster förmlich auf. Die Frage, wer die letztliche Herrschaft und Kontrolle über die gotteszellischen Untertanen und vor allem über die Güter und Einkünfte des Klosters ausüben konnte, war damit gestellt, denn der Magistrat konnte nicht zulassen, daß das Kloster als Grund- und Immunitätsherr seiner Hintersassen die letztliche Oberhoheit der Reichsstadt in Frage stellt, sich praktisch zu einem selbständigen Territorium entwickelte.

Man klagte also vor dem Reichshofrat in Wien in einem Mammutprozeß, der sich von 1650 bis 1659 hinzog. Ein vermittelnder Versuch des Provinzials des Dominikanerordens für Oberdeutschland, Johannes Ahlenvorst, noch im Juli 1646, wurde von beiden Seiten abgelehnt. Der Kompromiß, den man schließlich fand und finden mußte, zeichnete sich Anfang September 1659 bei einem Arbeitsessen des 93jährigen Amtsbürgermeisters Karl Seybold mit dem überaus konzilianten Dominikanerprovinzial Johannes Franssen ab und fand dann endgültig Eingang in einem Vertrag, den man hochoffiziell im Predigerkloster am 12.September abschloß. Das Kloster Gotteszell kannte die Schutz- und Schirmherrschaft der Stadt über alle seine Besitzungen an und bezahlte dafür wieder ein jährliches symbolisches Schutzgeld. Die Reichsstadt ihrerseits konzedierte im wesentlichen, daß Fronarbeiten gotteszellischer Hintersassen nur dem Kloster und nur in Ausnahmefällen und nach Absprache der Stadt gelten dürften und willigte ein, die Klosteruntertanen nur im Krieg und zu den Reichskollekten veranlagen zu wollen.

Der Vertrag beendete mit der Rechtsunsicherheit auch das gegenseitige Mißtrauen, das bis dahin das Verhältnis der beiden oft nachhaltig getrübt hatte. Die Übereinkunft von 1659, sie wurde am 4.Dezember noch vom Kaiser bestätigt, entwickelte sich zum festen Fundament, auf dem beide Parteien bis hin zur Auflösung der Reichsstadt friedlich ihre Beziehung regelten.



DIE KIRCHE in Täferrot (Titelbild der gleichnamigen Broschüre von Prof. Hermann Kissling).

Die Kirche in Täferrot

Von Michael Schwarz

„.... Einen besonders reizvollen Charakter bekommt Täferrot durch seine Kirche, die mit ihrem untersetzten, massigen Turm und mit ihrem wuchtigen, altertümlichen Dach einen wirksamen Gegensatz zu dem bewaldeten Bergrücken bildet, der sich von Osten her in das Tal hereinschiebt."

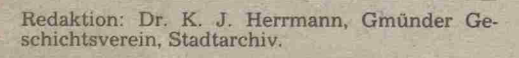
Mit diesen Worten von Pfarrer Theodor Dornfeld aus dem Jahr 1906 beginnt Professor Dr. Hermann Kissling sein neues Buch über die Kirche in Täferrot. Der schon durch zahlreiche kunsthistorische Veröffentlichungen bekannte Gmünder Autor hat mit Akribie und Fleiß alles zusammengetragen und geordnet, was für die Darstellung der Geschichte und Kirchengeschichte sowie des eigentlichen Kirchengebäudes und der Ausstattung der Kirche von Bedeutung ist.

Kissling weist nach, daß Ort und Kirche Täferrot erstmals in einer am 17. Januar 1298 in Oppenheim ausgestellten Urkunde erwähnt werden. Die heutige Kirche stammt aus dem Jahr 1491, was noch über dem Südportal zu lesen ist. Bauernkrieg, Reformation und der Dreißigjährige Krieg sind nicht spurlos an Ort und Kirche vorübergegangen. Die erste große Renovierung erfolgte in den Jahren 1683–87. Nach der Säkularisation wurde die Kirche dem Dekanat Welzheim und nach dessen Auflösung 1951 dem Dekanat Schwäbisch Gmünd zugeteilt. Mit großer Sachkenntnis beschreibt dann der Autor das Kirchengebäude. Aufgrund einer dendrochronologischen Untersuchung (Jahrring-Methode) der Hölzer des Turmes und anderer Fakten widerlegt Kissling die bisherige Behauptung, daß der Turm romanisch ist. Maße und Geometrie der Kirche sowie eine Übersicht über die am Bau beteiligten Werkleute vervollständigen die Beschreibung.

Unter dem Abschnitt „Die Kirche 1493 bis zur Gegenwart" wartet Kissling mit einer Fülle von Fakten auf, die auch Heimatkundigen nicht unbedingt geläufig sind. Er beschreibt die Kirchenrenovierung von 1906 und die von 1964 und geht dann auf die Ausstattung der Kirche ein. Hier liegt meiner Meinung nach der Schwerpunkt dieser Arbeit. Von Bedeutung sind die Nachforschungen des Autors über das Chorgestühl, das wohl um 1500 gefertigt worden ist und das wegen seines ornamentalen und figürlichen Schmuckes weithin einzigartig ist. Bei den Bildern der Nordempore kann Kissling Rückgriffe des Malers, dessen Name nicht bekannt ist, auf Albrecht Dürer und Mattäus Merian d. Ä. nachweisen. Die breite Palette der Informationen erstreckt sich von der Kanzel über die Grabmale, die Glocken bis hin zu den sakralen Geräten.

Mit einigen Worten zu der Bedeutung der Kirche und einer Aufzählung der Pfarrer von Täferrot von 1320 bis heute beendet Kissling seine umfangreichen Nachforschungen. Anmerkungen, Schrifttum und Quellen fehlen auch in diesem Werk nicht. Alles in allem eine vorzügliche Arbeit, die weit über den Gmünder Raum hinaus mit Interesse aufgenommen werden wird.

Hermann Kissling: „Die Kirche in Täferrot" – Jahresausgabe des Gmünder Geschichtsvereins 1984 – Herausgegeben von der Evangelischen Kirchengemeinde Täferrot, Dekanat Schwäbisch Gmünd. Gesamtherstellung: Wilhelm Jungmann GmbH u. Co., Göppingen 10,– DM.


Redaktion: Dr. K. J. Herrmann, Gmünder Geschichtsverein, Stadtarchiv.

Gmünder Türme im 17. Jahrhundert

Aus einem Visitationsprotokoll kurz nach dem 30jährigen Krieg

Der im Jahr 1982 verstorbene Heimatforscher Albert Dangel, der sich besondere Verdienste um die Transkription Gmünder Urkunden erworben hat, fand in der Erhardschen Altertümersammlung im Gmünder Museum ein Visitationsprotokoll über die städtischen Türme aus den Jahren 1648/1656, also kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg. Aus diesem Protokoll erfahren wir interessante Aufschlüsse über die Beschaffenheit der Türme in jener Zeit. Dazu erschien bereits in der Rems-Zeitung des Jahres 1885 (Nr. 156) ein kleiner Bericht, der es auch heute noch wert ist, wieder bekannt gemacht zu werden.

Fragliches Aktenstück enthält das Visitationsprotokoll über 14 Türme der Stadt vom Jahre 1648 (also der Schlußzeit des Dreißigjährigen Krieges) und sodann vom 21. Februar 1656. Vorgenommen wurde die Visitation von den „Herren Stöttmeister". Diese sind keineswegs mit den Bürgermeistern zu verwechseln. Die Städtemeister waren ursprünglich nur Offizianten des Rates und zwar die Kassenführer und hatten zugleich auch das Material der Stadt unter sich. Ihnen war ein „Gräthmeister" zur Dienstleistung zur Verfügung gestellt.

Wir geben nachstehend den Visitationsbericht von 1656 und bemerken, daß nach dem Dreißigjährigen Kriege in bezug auf Ausrüstung der Türme der Eifer aus begreiflichen Gründen etwas erkaltet sein mochte, denn das Protokoll von 1648 zählt mehr Verteidigungsgeschütze auf und verzeichnet auch sonst keinen so großen Abmangel wie das von 1656. Die Türme sind in richtiger Reihenfolge aufgeführt, mit dem sog. Josenturm, der in der Ledergasse beim Wolfschen Hause stand, beginnend bis zum Königsturm, während anderseits die Türme von diesem an bis zum Josenturm nicht mit aufgenommen sind. Unter dem Ausdruck „eiserne oder messene Hackhen" sind – nach Urteil Sachverständiger – Schießwaffen dünnen aber langen Kalibers zu verstehen, an deren unterer Seite zum Zwecke sicheren Auflegens in den Maueröffnungen Haken angeschiftet waren. „Stückle" sind Geschütze auf Lafetten mit Rädern, „Böckle" mörserartige Geschütze auf festen Gestellen.

Der Visitationsbericht ist in damals üblichem Deutsch auf gewöhnliches Papier geschrieben und zwar von einem ganz tüchtigen Kalligraphen.

Hier ist das Protokoll beim Wortlaute nach:

I. **„Josenthurm.** Hat sich befunden, oben auf: 3 Eisene Hacken; dabei en Pulvertrüchle, sonsten keine Zugehörung. Die zugehörigen Bürger sind alle erschienen; mitten: 1 Stückle nebst zugehörig Lavete, dabei ein Pulvertrüchle. Sonsten keine Ladung, Kugel oder nichts da. Fehlt auch ein „Mohlenschlößle" zum Stückle. Die zugehörigen Bürger sind noch bei Leben; unten: Die beiden Hacken, so allda gewesen, sind nit mehr da; ein leer Gestell zu einem Böckle ist da, sonst nichts.

II. **Thurm beim Thürle.** Hat sich befunden: 2 Eisene Hacken. Dabei 1 Wischer, 1 Lumpenzieher, 1 holzene Lading und 16 eisene Kugeln. Ist sonst nichts dabei, fehlt auch ein Schlüssel zur Thür. Die Bürger dazu sind bei Leben, allein wird es noth sein, zwei andere beizuziehen, weil Kaspar Grimminger selten hier und Adam Eifer ein gar alter Mann ist und zudem weit vom Thurme gesessen (wohnhaft).

III. **Frauenthurm.** Hat sich befunden: Die Hacken sind nicht mehr da (d. h. wie bei der Visitation am Ende des Dreißigjährigen Krieges), auch gar nichts.

IV. **Vischerthurm** (hinter der Scheuer beim Hahnen). Die 3 eisenen Hacken sind nit mehr da und fehlt an der Thür der Schlüssel.

V. **Thurm hinterm Spital.** Es ist dagewesen: Die beiden Hacken und ein Lumpenlanger, sonst nichts dabei.

V. **Biechelensthurm** (auch Jungfernthurm genannt). Hat sich befunden 1 messenes Böckle und 1 eisener Hacken, aber ganz keine Zugehörung.

VI. **Tobiasthurm** (Hennenturm). Drei eisene Hacken, aber keine Zugehörung, brauchen auch reparierens.

VII. **St. Bernhardsthurm.** 5 messene Hakken; 2 davon gehören auf die Brücke (Vorbrücke), 1 Pulvertrüchle. Die Hacken brauchen zurichtens.

VIII. **Wasserthurm.** 2 eisene Hacken; den dritten hat der Thorwart in die „Greth" getragen; ist nichts bei solchen Doppelhacken, keine Ladung noch Wischer und fehlt an dem einen Hacken das Schloß.

IX. **Rinderbacherthurm.** 1 messts Böckle sambt Gestell, 2 messene Hacken, 1 leers Gestell zu 1 Böckle, 1 Ladung und Ladstock zum Böckle, sonst ist keine Zugehörung allda gewest.

X. **Kalchthurm.** DAs Stückle ist nit mehr da, aber das Lavet und Rädle sind vorhand, auch das Pulvertrüchle.

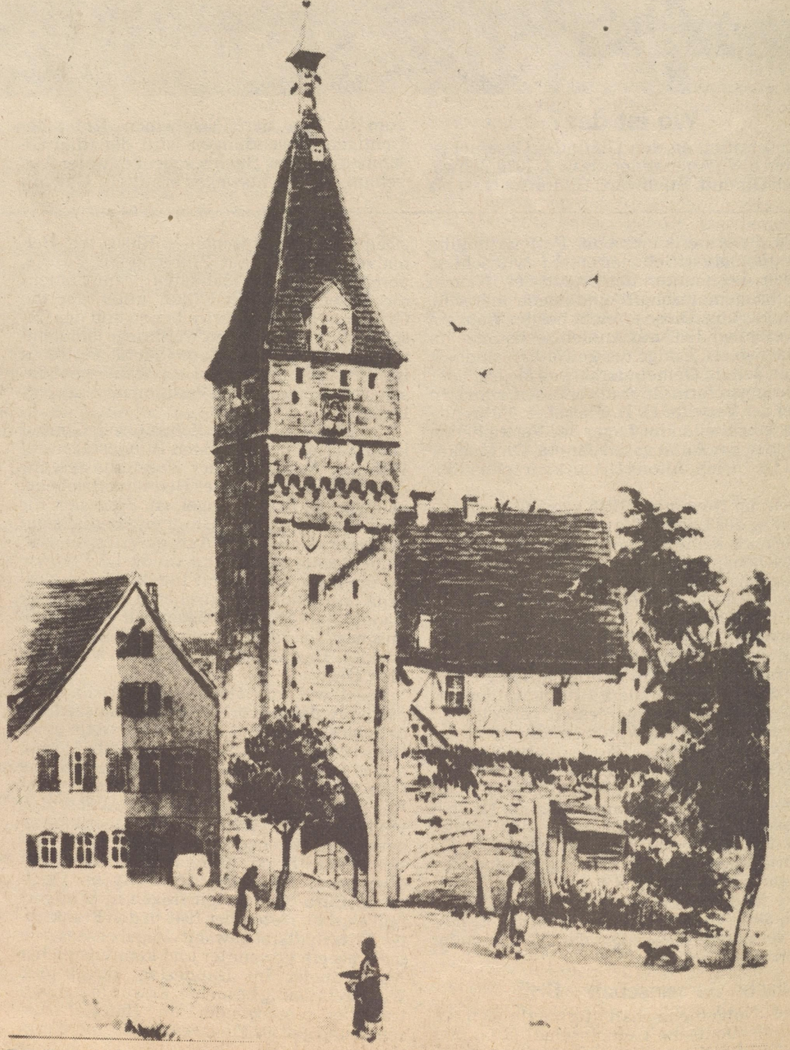
XI. **Pulverthurm.** Hat sich nix befunden, da die zwei Hacken hin sind.

XII. **Schlechten- oder Hueberthurm.** 1 Böckle von Meß, aber kein Zugehörung. Die Hacken sind nit mehr da.

XIII. **Königsthurm.** Obern Boden: 1 messens Stückle, nebst gehörigen Laveten, 2 messene Hacken und ein Pulvertrüchle, sonsten keine Zugehörung, außer Ladstock und Lading. Unterer Boden: 1 Böckle, das Gestell aber braucht machens. Im Rohr steckt auch etwas, braucht den Büchsenmacher. Ist auch keine Zugehörung dabei." – Soweit das Protokoll.

Bei jedem Turm sind die Bürger genannt, welche im Falle der Not erste Hilfe zu leisten hatten. Von bekannten Familiennamen notieren wir: Uebele, König, Kucher, Böstle, Bulling, Kuttler, Wagner, Grimminger, Elser, Weber, Stahl, Lang, Scheck, Forschner, Messerschmied, Pfister, Storr, Ziegler, Herzer, Straubenmüller, Schleicher, Mayer, Friedel, Neher, Weißmann, Kott, Arnoldt, Dumma, Schonter, Vogelhund, Klopfer, Lauterer, Haß, Boekh. Von Vornamen kehren häufig: Bernhard, Kaspar, Hans, Jakob, Georg, Sebastian. Ein „Natze" ist nicht zu finden."

Redaktion der „Gmünder Geschichtsblätter": Dr. K. J. Hermann. Manuskripte sind zu senden an: Dr. K. J. Hermann, Gmünder Geschichtsverein, Augustinerstraße 3.



Der Schmiedturm, Zeichnung im Zustand des Jahres 1828.



Jahrgang 1988 Nr. 1

Februar 1988

GMÜNDER GESCHICHTSBLÄTTER

Herausgegeben von der GMÜNDER TAGESPOST in Zusammenarbeit mit dem GMÜNDER GESCHICHTSVEREIN

Haussegen im alten Gmünd

Von Dr. K. J. Herrmann und M. Schwarz, Stadtarchiv

Öfters wurden in den letzten Jahrzehnten bei Umbauarbeiten an historischen Gebäuden sogenannte „Haussegen" gefunden, die in Kapseln oder kleinen Behältern verschlossen, an bestimmten Stellen des Hauses eingemauert oder hinterlegt waren. Es handelte sich bei diesen Segen gewöhnlich um geweihte Gegenstände wie Kreuze, Gebetszettel, Reliquienstücke, Bilder von Heiligen und Wallfahrtsorten und Amulette, die das betreffende Haus und seine Bewohner vor Schaden schützen sollte. Dieser Volksbrauch, der sich historisch aus den öffentlichen Segnungen bei den Fronleichnamsprozessionen entwikkelte und nach der Reformation besonders in den deutsch sprechenden katholischen Gebieten weite Verbreitung fand, hatte seine Hauptblütezeit im 17. und 18. Jahrhundert. Nicht zuletzt die Kapuziner, die sich der Volksfrömmigkeit besonders annahmen, haben, wie Albert Deibele in einem Aufsatz „Die Haussegen" nachwies, diesen Brauch in Schwäbisch Gmünd gefördert. Dazu A. Deibele: „Die häufigsten Beigaben (des Haussegens) waren Darstellungen des Kreuzes in Holz oder Metall oder auch nur bedruckt. Fast durchweg wurde das Doppelkreuz verwendet . . . Der oberste Querbalken eines solchen Kreuzes entstand aus der Tafel der Kreuzesinschrift, die in die Breite gezogen wurde. Das Doppelkreuz fand im Morgenland weiteste Verbreitung, im Abendland namentlich in Verbindung mit Reliquienbehältern. Das Volk sah in ihm immer etwas Geheimnisvolles, Fremdes und schrieb gerade auch deshalb diesen Kreuzen besondere Wirkung zu. In Gebetszetteln tritt das Doppelkreuz vielfach in Verbindung mit Heiligenbildern und Gebeten auf, die meist Beschwörungen gegen die höllischen Mächte, gegen alles Übel des Leibes und der Seele, gegen Feuers- und Wassersnot und gegen Unglück im Stall enthalten. Häufig ist der Anfang des Johannisevangeliums („Im Anfang war das Wort") abgedruckt, oft sind es auch Bruchstücke aus kirchlichen Gebeten oder aus der Bibel. Sehr beliebt sind „die drei höchsten Namen" (Jesus, Maria, Josef) und die Namen der drei Könige (Kaspar, Melchior, Balthasar). Da der Raum auf den Gebetszetteln meist sehr begrenzt ist, begnügt man sich oft mit den Anfangsbuchstaben der Gebete und Beschwörungen. So entstehen für das Volk eine Reihe magischer Zeichen und Buchstaben, für den einfachen Mann unlesbar und unlösbar, aber desto geheimnisvoller, um so mehr, da es meist Abkürzungen lateinischer Texte sind. Zwischen den Kreuzesbalken oder diese umrahmend sind vielfach weitere Kreuze oder auch Heiligenbilder eingefügt. Auf der Rückseite der Zettel sind meist Gebete und Beschwörungen abgedruckt, die manchmal beliebten Heiligen zugeschrieben werden. Besonders weit verbreitet waren der Benediktus-, Zacharias- und Antoniussegen".

Im aufklärerischen 19. Jahrhundert geriet der „Haussegen" mehr und mehr in Verruf und Vergessenheit. Heute haben sich im wesentlichen von den ehemals vielfältigen Formen des Haussegens nur noch der „Drei-Königs-Segen" erhalten, den man mit Kreuz und Jahreszahl verbunden (19 + C+M+B + 82) auf die oberen Türbalken im Haus kreidet.

Lit.: A. Deibele: Die „Haussegen". Ein alter Brauch in Gmünd. Gmünder Heimatbl. 18/1957, 43–45.

Haussegen aus dem Haus Türlensteg 15

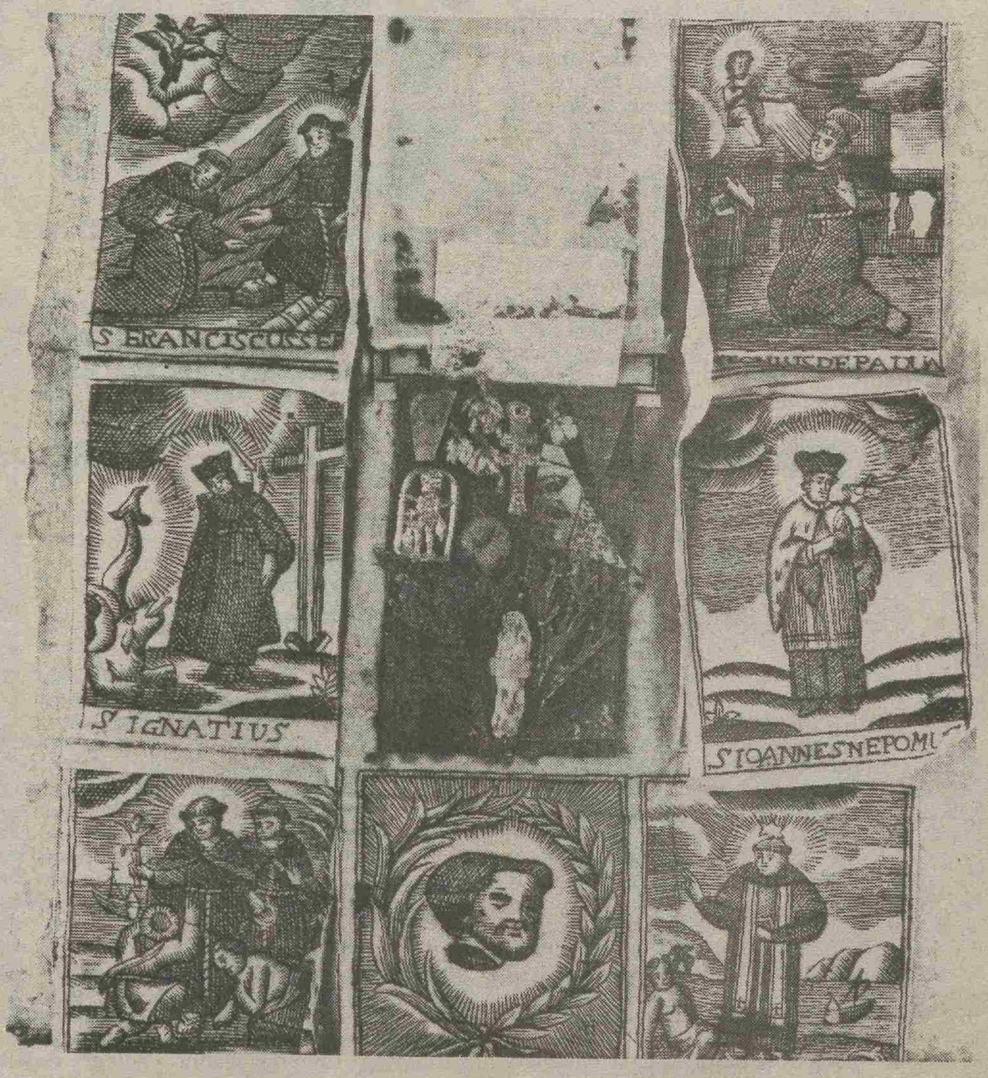
1. Gebetsblatt (19 x 14 cm) beidseitig bedruckt „Oratio contra omnes, tum maleficorum, tum daemonum incursos" (großes Loch im oberen Randbereich).

2. Gebetsblatt (18,5 x 14 cm) beidseitig bedruckt „Breve super se portandum ad Gloria Dei, suorumque Sanctorum, cotra Daemones, facturas, ligaturas, signaturas, fascinationem, & incantationes, nec non preservationen, & contra quascunque artes diabolicas portandum, approbatum a Summo Pontifice Urbano VIII. in Capitulo Generali PP. Capucinorum Romae celebrato Anno 1635" (kleinere Löcher im Überschriftsbereich).

3. Gebetsblatt (18,2 x 13,3 cm) beidseitig bedruckt „Jesus, + Maria + SS. Apostoli Petrus & Paulus, & B.P.N. Franziskus", Rückseite unten „SPAURI apud Flaminium Concordiam Superiorum Permissu, Anno 1467".

4. Handgeschriebener Papierstreifen (2,6 x 42 cm).

5. Gebetszettel (9,2 x 5,3 cm) beidseitig bedruckt „Jesus + Marie. Jesus Nazarenus, Rex Judaeorum Benedictio S. Antonii de Padua . . ."



Haussegen aus dem Haus Türlensteg 15. Rotes Faltblatt (17 x 15 cm)

6. Gebetszettel (7,3 x 4,6 cm) beidseitig bedruckt „Jesus + Maria. Jesus Nazarenus Rex Judaeorum. Benedictio S. Antonii de Padua . . .“

7. Gebetszettel (7,8 x 3 cm) beidseitig bedruckt. Deutscher Text: „Am Anfang war das Wort . . .“

8. Papierblatt (3,5 x 8,1 cm). Links: Abb. der hl. Agatha. Rechts: „Mentem sanctam + spontaneam + honorem DEO + Patriae liberationem ignis a laesura prote genos Agatha pia“.

9. Papierblatt (3 x 8,9 cm). Links: Abb. Anbetung der Hl. Drei Könige. Rechts: Deutscher Text.

10. Papierblatt (3,3 x 9,6 cm). Links: Abb. der hl. drei Könige. Rechts: Deutscher Text.

11. Papierbildchen (3,6 x 2,1 cm). B.V.M. Lauretana.

12. Papierblättchen (1,2 x 1,7 cm) beidseitig bedruckt. I+N+R+I Verbu caro facto est . . .

13. Faltblatt rot (17 x 15 cm). Außen: Zwei Heiligendarstellungen (6,4 x 4,5 cm). Innen: 8 Heiligendarstellungen. In der Mitte Abb. „Christus im Kerker“. Die Abb. des St. Johannes Nepomuk klebt auf einem Faltblatt (15,5 x 10,5 cm). Dargestellt ist ein Doppelkreuz mit Inschriften und Heiligendarstellungen in Medaillons. Am Fuße steht die Schrift: Contra Malefica et Pestem, Contra Iquemet Tempestales. Unter dem Bildchen „Christus im Kerker“ befinden sich Reste von Weihrauch und Myrrhe sowie aufgeklebte Kultgegenstände (von unten nach oben): a) Marienfigürchen (gebrannter Ton), eins; b) Pflanzenteile; c) Amulett „Christus im Kerker“ (Zinn), eins; d) 3 kleine Blüten; e) Doppelkreuz (Zinn), eins; f) goldfarbenes Papierdreieck, eins; g) 4 Papierdreiecke. Lose sind: a) Anhänger in Kreuzform (Zinn), eins; b) dünnes Metallplättchen, eins.

14. Zwei Heiligenbildchen: (6 x 4,7 cm), S. Franziskus Xaverius; (5,7 x 4,5 cm), S. Hilarion.

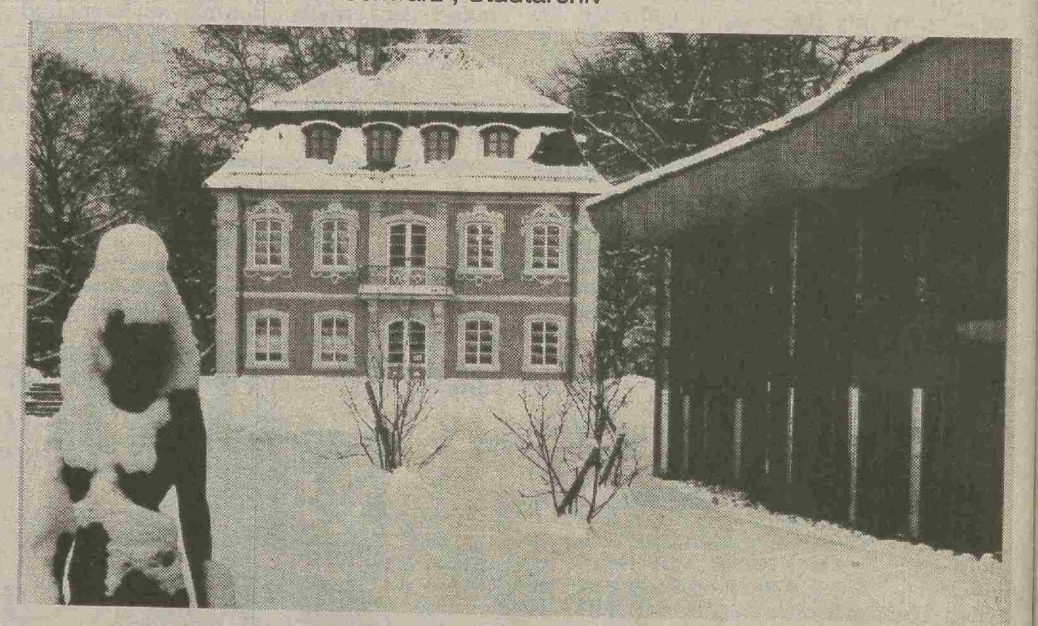
15. Reste der Bleiumhüllung.

16. Ein versilberter Metallzylinder, Höhe 5,5 cm, ∅ 2,7 cm. Inhalt: Drei Metallanhänger, vermutlich Messing, mit Heiligendarstellungen und Umschrift. 15 Samenkörner.

Das Rokokoschlößchen im Stadtpark

Von Dr. K. J. Herrmann und M. Schwarz , Stadtarchiv

Eines der reifsten Werke des Stadtbaumeisters Johann Michael Keller ist ohne Zweifel das Schlößchen im Stadtpark, das der Amtsbürgermeister Georg Franz Stahl von Pfeilhalde für seine Frau Veronika im Jahr 1780 errichten ließ. Ganz dem Stil französischer Lustschlösser des späten 18. Jahrhunderts entsprechend wollte der reiche Stadtpatrizier damit seine Aufgeschlossenheit für die höfische Kultur der Zeit beweisen und sich gleichsam und seiner Familie ein besonders Denkmal setzen. Der das Schlößchen umgebende Garten, „ursprünglich architektonisch angelegt, ist freilich später im Sinn des englischen Parks mit verschlungenen Wegen verändert worden“. (W. Klein: Johann Michael Keller. Ein Gmünder Baumeister des Barocks. 1923, 89). Zu seiner Zeit erwarb Franz Stahl von Pfeilhalde vor dem „Unteren Tor“, das unbebaute Areal in einer Größe von 100 mal 150 Meter, um dort, auf dem fast rechteckigen Gelände, diese Anlage erstellen zu können. Allein mit „11 Bürgern mußte Stahl verhandeln, um schließlich das Grundstück westlich der heutigen Bahnhofstraße“ (H. W. Bächle: Kultur und Geschichte im Gmünder Raum. 1982, 165) erstehen zu können. Als alles bezugsfertig war, beliefen sich die Gesamtkosten auf 150 000 Gulden, ein Vermögen für die damalige Zeit. Das die Anlage abschließende großartige schmiedeeiserne Eingangsportal war angeblich ein Meisterwerk der Storrschen Kunstschmiede in Schwäbisch Gmünd. Seit dem Durchzug der französischen Revolutionstruppen ist dieses Portal verschollen. Die einst aus 17 Einzeluhren bestehende Sonnenuhr innerhalb des Parks ist heute noch als Stückwerk zu bewundern.



Rokokoschlößchen von Johann Michael Keller 1780

Den Eingang des Stadtschlößchens schmükken zwei allegorische Figuren, die die Schauspielkunst (Comoedia) und den Überfluß (Abundantia) darstellen. Die einst barocken Figuren sind heute durch Kopien von der Hand J. W. Fehrles ersetzt. Im Jahr 1906 stiftete Kommerzienrat Hermann Erhard das Geigerbrünnele für die Gmünder Bevölkerung, sich auf die Sage von Justinus Kerner besinnend, und ließ das Werk von Prof. Wilhelm Widemann, einem berühmten Gmünder Künstler, ausführen. Im übrigen wechselte seit 1797 der Garten dauernd seine Besitzer, bis er im Jahr 1898 endgültig in den Besitz der Stadt überging.

„Große Pasteten“

Gewöhnlicher Buttertaig zu allen Pasteten

Man verrührt 4 Eigelb in einer Schüssel, und gießt einen halben Schoppen süße Milch daran. Werden die Eier gespart, so wird nur ein ganzes Ei zu einem halben Schoppen Milch genommen, nach Proportion das benöthigte Salz, und so viel feines Mehl darein geschaft, bis sich der Rührlöffel von dem Taig losschält, derselbe auf ein Bret benommen, und do lang gewürgt, daß wenn man mit dem Finger darauf drukt, sich der Taig in die Höhe begibt. Alsdann wird derselbe halb dik ausgewällt, und ein Pfund Butter über den halben Taig geschnitten. Ist der Butter hart, so wird er zuvor mit frischem Wasser geschaft, und zu einem Kuchen gewällt, mit einem Tuch abgetrocknet, dann erst auf den Taig gelegt, die leergelassene Hälfte desselben darüber geschlagen, neben über den Butter wohl eingebogen und ganz dünn ausgewällt, daß er durchaus eine Gleichheit bekommt, und an einem Ort nicht diker als an dem andern ist. Hierauf muß er wie eine Serviette zusammen gelegt, und wohl in Acht genommen werden, daß der Taig im zweiten Wällen nicht überzwerch zu liegen kommt; er wird nun zum zweitenmal, nur nicht mehr so dünn als zuerst ausgewällt, und wieder auf die nemliche Seite überschlagen. Auf diese Art ist der Taig ganz fertig. Will man solchen zu kleinen Pasteten nehmen, so wird er eines starken Messerrüken dik ausgewällt, zu großen Pasteten aber muß es etwas diker geschehen. Wenn man dieses pünctlich beobachtet, und nicht mehr wällt, so wird es niemals fehlen. Auch muß der Taig nicht zu viel mit der Hand angerüht, und jedesmal wenn Mehl darunter gestreut wird, über das Wällholz gelegt werden.

Anmerkung. Im Sommer, wo der Butter mehr Fett hat, ist es hinlänglich, wenn man zum halbem Schoppen Milch nur 3 Vierling Butter nimmt, im Winter hingegen muß es bei einem Pfund bleiben.

Num. IX.

Der Pasteten-Koch.

Zu denen erstbeschriebnen Köchen zehlet man auch die Pasteten-Becker; Wie dann auch die rechten Köche / welche Profession von der Kochkunst machen / allerley Gebackens zu Panqueten und Gastereyen zubereiten pflegen. Jedoch haben in grossen Städten die Pasteten-Becker ihre eigne Profession / und bachen so wol grosse als kleine Pasteten auf den Kauff / wie man dann solche bey ihnen zu Mahlzeiten / Gastereyen und Hochzeiten ansrimmet / und auf das zierlichste bereitet umb billigen Preiß bekommet. Und geben sonderlich die jenigen Pasteten / darein Indianische und Calecutische Hüner item Auerhanen / und dergleichen Geflügel geschlagen / auch gar artlich / nett und schön äusserlich mit den Federn bestecket sind /

Ttt 2 auf

Pastete von Gansleber

Man schneidet 2 Pfund Kalbfleisch vom Schlegel und ein halbes Pfund grünen Spek

Neues Kochbuch

oder

geprüfte

Anweisung

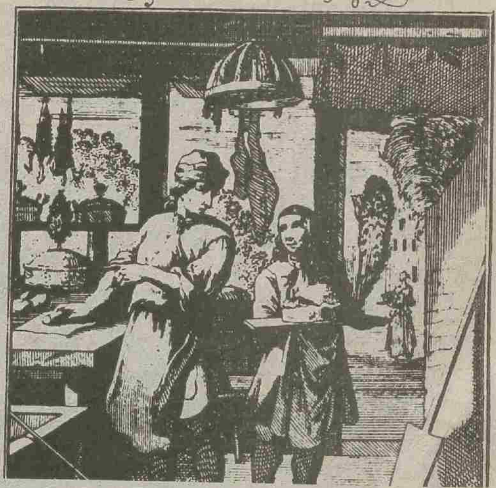
zur

schmakhaften Zubereitung

der Speisen, des Bakwerks, der Confekturen des Gefrornen und Eingemachten.

klein, diß nebst 4 Loth gewaschenen und verlesenen Sardellen, 4 Loth Kappern, der Schale und dem Mark von einer Zitrone hakt man zusammen fein, nimmt es in eine Schüssel, Salz, Pfeffer, Nägelein und Muscatmuß dazu, macht es mit 3 bis 4 Eßlöffel voll Eßig untereinander, verfertigt von einem halben Pfund Butter einen aufgeriebenen Taig, bestreicht eine Kastrol oder sonst ein tiefes Blech mit Butter, streut sie mit Semmelmehl, wällt den Taig eines starken Messerrüken dik aus, sticht ihn mit einer Weinbaches-Form, wovon ein Herz das schönste ist, aus, belegt den Boden und den Rand der Kastrol mit dem ausgestochenen Taig, von der angemachten Farce findersdik darüber, durchsticht mit zuvor in Nägelein und Pfeffer umgekehrten Stüklein Spek die Gansleber, legt sie auf die ausgebreitete Farce, und das übrige von dieser vollends darüber; von dem andern Taig wird nun ein Dekel gewällt, die Farce damit bedekt, in die Mitte eine kleine Oefung gemacht, der Taig neben herum ein wenig gestupft, in einem nicht allzuheißen Ofen gebaken, und dann auf eine Blatte gestürzt. Diese Pastete kan kalt oder warm gegeben werden.
(1 Vierling = 125 g, 1 Loth = ca. 12 g).

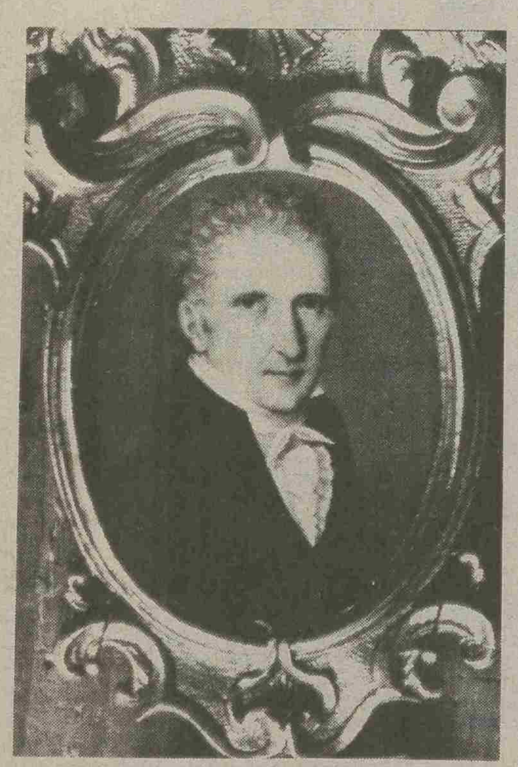
Der Pasteten-Becker
Heut noch voll Prangen, Morgen, gefangen.



Gmünder Portraits im 18. und 19. Jahrhundert

Versuch einer historischen Analyse
Von Dr. K. J. Herrmann, Stadtarchiv

Vor nunmehr genau 186 Jahren, die Einverleibung Gmünds in das Herzogtum Württemberg stand vor der Tür, sinnierte der wohl noch heute populärste Geschichtsschreiber der Stadt, Dominikus Debler, über Sinn und Zweck reichsstädtischen Lebens nach: „Hiesigen Monat kam hierher ein starkes Gerücht, daß Gmünd württembergisch werden solle; der Bürgerschaft macht solches gar keine Bedenklichkeit, wiewohl es sicher sehr schwer fallen muß, wenn man zuvor freier Reichsbürger und nun Untertan sein soll . . . Was hilft aber alles, was hilft die Freiheit zu denken, zu reden, zu handeln wie man will und mag und dabei zu armen Leuten werden."



Josef Leonhard Allé (1777–1857), Bildnisminiatur

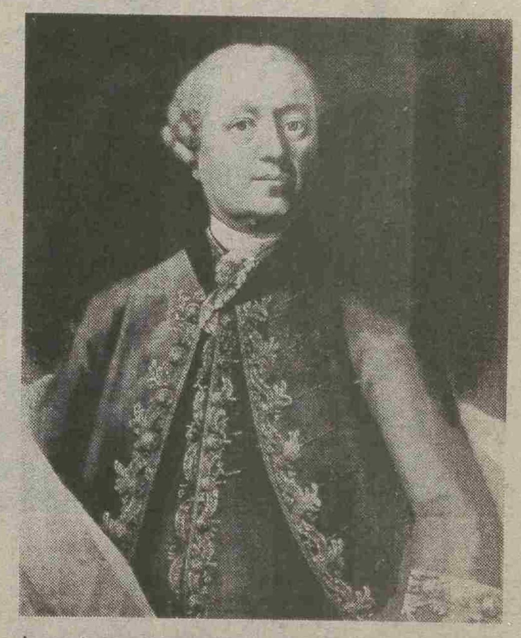
Dominikus Debler stand mit dieser seiner resignativen Meinung wohl keineswegs allein. Sie war das praktische Ergebnis eines langsamen finanziellen Ausblutungsprozesses der Stadt und ihrer Bürger seit den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts, bedingt auch durch Kriegslasten und Einquartierungen. Was aber da zuvorderst auch leichtsinnig für angeblich bessere Zeiten geopfert wurde, war auch ein letztes Stück altdeutscher Libertät, deutscher Freiheit, das eben ein freies Gemeinwesen sich – mit Einschränkungen – nicht nur selbst verwalten, sondern auch künstlerisch darstellen konnte und durfte.

Das war nun zugegebenermaßen in der Portraitkunst nicht die Welt des kleinen Mannes: der Kunst des Barocks und dann des Rokokos haftete für den aufgeklärten, nüchtern rational denkenden Menschen des 19. Jahrhunderts etwas allzu Pompöses, Aufgeblasenes an. Die Bildnisse der Gmünder Patrizierfamilien des 18. Jahrhunderts sah man nun vielfach mit anderen Augen an, weit weniger weltmännisch wie eigentlich konzipiert, schon mehr als Kritikaster einer aufgeklärten Bürgerzeit. Doch auch die künstlerischen Nachfolger des Barock, besonders die romantische Schule oder die Nazarener im 19. Jahrhundert, ließen gesellschaftliche Kritik vermissen, stellten in ihren Bildern ebenfalls nur Wunschideale, gesellschaftlich komprimierte Programme ihrer Zeit vor: Dort der streng blickende Edelmann (oder Bürger?) in Puderperücke und Marquishaltung, hier der edle Jüngling oder die zarte Frau mit den weichen, melancholischen Zügen.

Wo aber blieb der dritte Stand, eben die Bürgerschaft, die nach den Denkmodellen der Zeit die Führung in Politik, Wirtschaft und Kunst übernehmen sollte? In Schwäbisch Gmünd artikulierte sich diese bürgerliche Kunstvorstellung auch und besonders, nach fast zwei Jahrzehnten gesellschaftlich wie wirtschaftlich schwer empfundener Neuorientierung gegen Württemberg, in einer Fülle fast jakobinisch anmutender Karikaturen, die den soziologischen Hintergrund widerspiegeln, Abbruch der alten Stadtmauern oder etwa die Verspottung reaktionär-empfundener Parteipolitiker.

Zwar blieb die bissige politische Karikatur als Zeichen eines politisch denkenden, mündigen Bürgertums – wie überall nach der gescheiterten Revolution von 1848 in Deutschland – nur eine kleine Facette innerhalb der Portraitkunst des 19. Jahrhunderts in Schwäbisch Gmünd, fand aber ihre Fortsetzung in den heute als so liebenswürdig empfundenen Strichzeichnungen damals bekannter Gmünder Originale.

In der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebte Schwäbisch Gmünd einen enormen wirtschaftlichen Aufstieg. Der Anschluß an das Eisenbahnnetz, neue Produktionsformen in der Wirtschaft, ein erstarkender inländischer Absatzmarkt stellten aber auch der Kunst und dem Künstler neue Aufgaben, die in der Regel „großbürgerlich-liberal ausformuliert" wurden. Die Daguerotypie beendete im wesentlichen – nicht generell – die Epoche des herkömmlichen Portraitbildes. Neue Formen und Ideen lösen auf der Schwelle zum 20. Jahrhundert die traditionellen Seh- und Malgewohnheiten in immer schnellerem Maß auf.



Joseph Ferdinand Storr von Ostrach (gemalt von Joh. Georg Strobel um 1782)